M. von Brühl
Weihnachten 1900
E2228

Hamburgische Liebhaberbibliothek

Herausgegeben im Auftrage
der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde
von
Alfred Lichtwark

Vertrieb durch die
Commetersche Kunsthandlung

Freiherr Ernst von Merck

Reiseerinnerungen

aus

London und Paris

— 1851 —

Herausgegeben

von

Gustav Schiefler

MICROFORMED BY
PRESERVATION
SERVICES
DATE.....JAN.1.0.1992..

Hamburg 1900

Gedruckt bei Lütcke & Wulff

LIBRARY
JUN 5 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

Als Manuſkript gedruckt

DA
683
M4

Vorwort

Mit dem gegenwärtigen Bande legt die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde den Lesern der Liebhaber-bibliothek eines der beachtenswertesten Werke der Hamburger Familienlitteratur vor. Es fesselt nicht nur durch den stofflichen Inhalt, sondern in weit höherem Grade noch durch die Lebendigkeit, in welcher die Person des Verfassers vor unserm geistigen Auge erscheint. Diese Persönlichkeit ist der älteren hamburgischen Generation wohl bekannt und vertraut. Freiherr Ernst von Merck hat die Reise-erinnerungen niedergeschrieben und mit ihnen dem engeren Kreise seiner Angehörigen und Freunde über die Eindrücke berichtet, welche die erste Londoner Weltausstellung und ein sich an ihren Besuch anschließender Aufenthalt in Paris auf seinen regen Geist gemacht hatte.

Die Schrift ist heute schon zu einem Dokument der hamburgischen Kultur geworden, und die Allgemeinheit hat ein Interesse, man kann sagen, einen Anspruch, daß sie ihr zugänglich gemacht werde. Der Familie des Autors

gebührt Dank, daß sie die Erlaubnis zur Veröffentlichung erteilt hat.

Die Schilderung ist durchweg von einer überraschenden Unmittelbarkeit. Die beschriebenen Szenen prägen sich der Phantasie mit solcher Kraft ein, daß sie gleichsam zu etwas Erlebtem werden. Dem Leser wird es des öfteren begegnen, daß er in der Folgezeit glaubt, es mit dem Niederschlage eigener Eindrücke zu thun zu haben, wo Erinnerungen an die Lektüre des Buches vorliegen.

Die Auswahl des Stoffes, den der Verfasser in den Kreis seiner Besprechung gezogen hat, und sein Urteil über Gegenstände, Verhältnisse, Sitten und Gewohnheiten beweist den feinen Geschmack eines nicht nur unterrichteten, sondern in ausgezeichnetem Sinne gebildeten Mannes. Er ist einer jener feinsinnigen vornehmen Kaufleute, die wiederholt ein wesentliches Moment des hamburgischen Geisteslebens ausgemacht haben.

Es wäre verlockend, des näheren auf die Persönlichkeit und das Leben des Verfassers, der dem hamburgischen Publikum namentlich als der Gründer des Zoologischen Gartens bekannt ist, einzugehen. Es mußte aber an dieser Stelle darauf verzichtet werden, weil die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde ins Auge gefaßt hat, ein Lebensbild des verdienten Mannes als selbständiges Schriftwerk herauszugeben.

So möge er hier ausschließlich selbst sprechen.

Der Text des Buches wird beinahe vollständig wiedergegeben. Fortgelassen sind nur die wenigen Sätze, welche

ein rein persönliches und heute nicht mehr lebendiges Interesse besitzen und darum auf die Teilnahme des Publikums nicht rechnen dürfen.

Den Buchschmuck hat ein Angehöriger des Verfassers, Herr Dr. Heinrich Merck gezeichnet, dem die Gesellschaft sich für seine Mitarbeit zu Dank verbunden fühlt.

Hamburg, den 15. Oktober 1900

Gustav Schiefler

·I·

LONDON

Als wir nach einer mit rasender Eile zurückgelegten Eisenbahnfahrt von Dover in London eintrafen, lag die unermeßliche Stadt noch in tiefem Morgenschlummer. An den Straßenecken hielten Cabs, deren Führer eingeschlafen waren, hie und da erblickte man Polizeibeamte, in ihren kurzen Regenmänteln Wache haltend; denn die Stunden von morgens 3 bis 5 Uhr werden in der Regel zu den meisten Einbrüchen und Raubanfällen benutzt. Hin und wieder sah man auch widerwärtige, Mißtrauen einflößende Gestalten in zerlumpten Kleidern, mit Schuhen, aus denen die nackten Füße hervorblickten, unrasierten Bärten, an den Häusern entlang schleichen, oder herausgeputzte zweideutige Weiber mit trunkenen Männern am Arme durch die Straßen ziehen. Dann bewegte sich wieder eine lange Reihe großer Karren, mit mächtigen Pferden bespannt und frischem Gemüse beladen, zu den Marktplätzen, während die Führer der Cabs, welche dem unsrigen begegneten, entweder derbe scherzten, oder mit dem eigentümlichen stummen Ellenbogen-

gruß an uns vorüber eilten. So erreichten wir endlich unser fashionables Hotel im Westend. Die Zimmer waren bestellt; ein Zug an der Glocke weckte den Portier. Die Koffer wurden abgeladen, und wenige Minuten genügten, um uns in den bequemen Betten die nötige Ruhe zu verschaffen.

Es ist wahr, in den englischen Hotels ist alles teuer, teurer als, Petersburg vielleicht ausgenommen, irgendwo in der Welt; aber wo herrscht auch der gediegene Luxus, wo jene skrupulöse Reinlichkeit, jene unermüdliche Aufmerksamkeit, welche die guten Hotels im Westend darbieten? Die Schlafzimmer mit ihren tausenderlei Bequemlichkeiten, ihren Fußdecken und Waschgefäßen aller Art, ihren Schränken und großen, weichen, bequemen Betten habe ich weder in der Schweiz noch in Paris, weder in Italien noch in Deutschland in gleicher Vollkommenheit gefunden. Unsere deutschen Hotels zumal, mit ihren verhältnismäßig ärmlichen Einrichtungen, halten eine Vergleichung nimmer aus, so viel sich den heutigen an manchen Orten auch mag nachrühmen lassen. An das Schlafzimmer stößt der elegante Salon, in dem man selbst die kleinen Luxusgegenstände und Kunstwerke, welche in guten Häusern den Kamin schmücken, nicht vermißt. Frische Blumen, mit Geschmack geordnet, zieren den einen Tisch, auf dem andern erhebt sich die unerläßliche große flache chinesische Schale, zum Aufbewahren der zu empfangenden Besuchkarten; weiche Sofas, Sessel von geheimnisvoller Form, mit kostbarem Seidenzeuge überzogen, stehen in reizender Unordnung umher und laden

zum Ausruhen ein. Alles ist reinlich im höchsten Grade, da sind weder Fettflecke an den Tapeten, noch an den Möbeln zu sehen; gestickte Anti-Macassar-Kissen schützen letztere, erstere können von den Köpfen nicht berührt werden, da auf dem Fußboden befestigte Leisten die Möbel von denselben trennen. — Kurz, nichts erinnert uns an das Wirtshaus, wir fühlen uns heimisch, wie im eigenen Hause.

Das Theegeschirr wird morgens in symmetrischer Ordnung auf dem mit schneeweißem Damasttuche bedeckten Tisch aufgestellt, der Theekessel ist, wie das übrige Geschirr, von Silber angefertigt und tadellos poliert; frisches und geröstetes Brot, Eier, kaltes Fleisch und der unvermeidliche Muffin (ein schwammiges mit geschmolzener Butter getränktes Backwerk) unter seinem silbernen Deckel laden zum Genusse ein. Der Kellner im schwarzen Frack, weißer Halsbinde und von untadeliger Reinlichkeit steht zu den notwendigen Handreichungen hinter dem Stuhle, jedes Winkes gewärtig und alles nach dem Gebrauche sofort bei Seite räumend. Jede Mahlzeit bedingt in einem guten Westend-Hotel reine Tischwäsche und die sonst überall fehlenden Servietten; das Mahl ist einfach und besteht aus höchstens vier Gängen; die Bereitung ist aber vorzüglich, nicht mehr durchaus englisch, sondern nähert sich in vielen Fällen unserer deutschen Kochweise. Die Fleisch- und Frucht-Pies dürften, in Deutschland eingeführt, dem täglichen Brote eine angenehme Abwechselung verleihen. Die Preise der Weine sind gegen früher bedeutend ermäßigt, und für 5 Shilling erhält man einen vortrefflichen Bordeaux, für 7½ Shilling aber aus-

gezeichneten geeisten Champagner der beliebtesten Firmen, z. B. Mumm oder Moët. Das Dessert besteht aus den köstlichsten Früchten, wobei die Königin der Tropen, die herrliche Ananas und die hier in riesiger Größe erzeugte Erdbeere nicht fehlen darf. Die Ananas werden in großer Menge von den Bahama-Inseln eingeführt, und wir kauften zu verschiedenen Zeiten eine große reife Frucht von herrlichem Geschmack zu 6 Pence bis 1 Shilling oder 5 bis 11 Silbergroschen. Die in englischen Treibhäusern erzeugte Ananas wird aber höher geschätzt, ist feiner im Geschmack, süßer und bedeutend größer als die westindische; wir sahen eine, welche 10 Pfund wog und 40 Shilling oder circa 14 Thaler Pr. Ct. kosten sollte. — Nachdem wir nun unsere komfortable Einrichtung geschildert, wollen wir unsern Leser in die Straßen Londons und in das achte Wunderwerk der Welt — in die Ausstellung — führen.

Es ist 10 Uhr morgens, London ist erwacht, Wagen an Wagen jagt an unsern Fenstern vorüber, Omnibus folgt auf Omnibus, und alle sind besetzt. Hier ein, zwei, vier, sechs, acht Personen mit riesigen Plakaten, eine der andern in die Fußtapfen tretend, verkünden dem Publikum, daß die himmlische Dame mit den „goldenen Lilienfüßen" morgen und alle Tage Besuche der eleganten Welt empfängt; dort der vergoldete, mit prächtigen Reiterstatuen geschmückte und elegant bespannte Anzeige-Wagen von Battys Kunstreitergesellschaft; hier eine riesige Dampfmaschine auf Waggons geladen und mit 16 mächtigen Rossen bespannt; dort eine elegante Dame mit ihrem allerliebsten Poney-

Phaëton, neben ſich den Pagen in kurzer, reich mit ſilbernen Knöpfen beſetzter Jacke, ſelbſt fahrend; hier wiederum ein ungeheurer, mit Poſtpferden beſpannter und von zwei Poſtillons geführter, auf ſehr niedrigen Rädern ruhender Kaſten, edle Rennpferde enthaltend, welche zu den Wettrennen geführt werden, kurz jeder Augenblick bringt neue Szenen, neue Geſtalten, und tauſend Augen würden nicht genügen, ein lebendiges Bild des bewegten Londoner Straßenlebens in uns aufzunehmen.

Wir entziehen uns alſo dem allzulebhaften Getreibe und ſteigen in den uns an der Thüre unſeres Hotels erwartenden faſhionablen Brougham. — Da das Trottoir, welches wir zu überſchreiten haben, unſere elegante Chauſſure beſchmutzen könnte, ſo entrollt der den Dienſt eines Portiers verſehende Hauspage einen Teppich, einen Komfort, den uns kein deutſches oder franzöſiſches Hotel bieten würde. — Unſer Footman ſchwingt ſich auf den Bock, und im raſchen Trabe, ſo weit die unabſehbare Wagen- und Menſchenmenge es geſtattet, eilen wir durch Picadilly dem Hydepark und dem Ausſtellungsgebäude zu. — Numerierte Mietwagen, Cabs, Flys und andere öffentliche Fuhrwerke dürfen nicht in den Hydepark fahren, ſondern müſſen ihre Beſucher an den Thoren deſſelben, dem Ausſtellungsgebäude gegenüber, abſetzen; bei regnigtem Wetter für Damen ein ſchlechtes Vergnügen. Unſer ariſtokratiſches Fuhrwerk fuhr am Haupteingang vor. Das Entreegeld muß bereit gehalten werden, denn die Einnehmer wechſeln nicht; zehn Perſonen können allemal zugleich zahlen und eintreten. Der Anblick

ist unsäglich überraschend, hohe mächtige Bäume, Statuen, Blumen, wunderbares Geräusch aus Orgeltönen, Menschenstimmen und plätschernden Springbrunnen zusammengesetzt, alles das giebt ein unbeschreibliches Ganzes, welches alle Bilder der erregtesten Fantasie weit hinter sich läßt. Die vielen Berichte über die Details der Ausstellung veranlassen mich, nur einiges hervorzuheben, was, entweder Ausstellungsgegenstände oder innere Einrichtung des Gebäudes betreffend, besonders frappiert.

Ein Post- und Telegraphen-Bureau im Gebäude selbst erleichtert die Korrespondenz mit allen Teilen Englands; weniger bekannt und beachtet ist die beim Eingang aufgestellte Tabelle, an welcher von Stunde zu Stunde angeschlagen wird, wie das Wetter und der Wind in allen Hauptstädten Englands beschaffen. Diese anscheinend unwichtige Einrichtung ist für den Pächter, den Kaufmann, der entweder seine Ernte auf dem Felde hat oder reiche Ladungen von den Kolonien erwartet, praktisch und von großem Interesse. — Führer, um die ganze Ausstellung in einem bis acht Tagen, also oberflächlich oder gründlich zu durchstreifen, findet man gleich beim Eingange zu mäßigem Preise; Sonnabends, aber nur Sonnabends, können Invaliden elegante Rollwagen zu 2 Shilling 6 Pence oder circa 1 Thaler per Stunde mieten, in denen sie die Wunder der Welt mit Gemächlichkeit sehen können. Manche reizende Dame, die übergroße Ermüdung scheuend, bedient sich dieser kleinen Lokomotive unter irgend einem Vorwande, so daß man ihren Spuren in vielen Fällen mit Vergnügen folgt.

Für Erfrischungen ist hinreichend gesorgt: Gefrornes aller Art, geeistes Wasser, dieser in Deutschland noch viel zu wenig bekannte Luxus, Limonade, Sodawater, Gingerbeer und manche andere kühlende Getränke sind zu festen Preisen zu haben. Wein, Branntwein, Bier bleiben dagegen verbannt. Die Damen werden vorzüglich durch die prachtvollen kolossalen Erdbeeren, von hübschen Mädchen feil geboten, angezogen; im Aroma stehen indeß diese Erzeugnisse der höhern Gartenkunst unsern gewöhnlichen Walderdbeeren nach. Auch sah ich schon auf dem Kontinent, namentlich in den Niederlanden und in Hamburg, ähnliche große Exemplare der Viktoria- und der Goliath-Erdbeere, doch wurden sie nur in kleiner Anzahl in Privat-Gärten gezogen, während hier jeder Markt, jeder Fruchtladen große Massen zum Verkauf ausbietet. Gebackenes aller Art, so wie die beliebten Sandwiches (weißes Brot, von dem die Kruste abgeschnitten, mit Butter, Schinken und Senf belegt) werden in ungeheuren Massen vertilgt; man erzählt sich z. B., daß an einem Tage 40 000 Flaschen Sodawasser und Ingwerbier getrunken wurden. Das Eis wird mit Dampf bereitet, um dem Begehr entsprechen zu können; die Firma Masters & Comp. in Regent-Street hat einen Teil der Lieferung desselben, so wie der übrigen Viktualien übernommen und entledigt sich mit vielem Geschicke der ungeheuren Aufgabe. Diese Herren haben in einem andern Teile des Gebäudes ihre Maschinen, um künstliches rohes Eis und Gefrornes mittelst chemischer Salze zu erzeugen, Metallflaschen, um Wasser in ähnlicher Weise zu kühlen u. s. w.

aufgestellt, nehmen Aufträge auf dieselben an und finden großen Absatz. Jeder Gutsbesitzer sollte sich eine solche Eismaschine anschaffen, nebst den Salzen, die übrigens jede Apotheke liefern kann, und die, wo Eiskeller vorhanden sind, entbehrlich sind, da man die Maschinen nur mit $^2/_3$ rohem Eis und $^1/_3$ Salz zu füllen braucht, um dieselben Resultate, nämlich 4 Flaschen Champagner zu eisen, eine große Menge reinen Wassereises für den Gebrauch der Tafel und außerdem Eiscreme zu erzeugen, zu erlangen. Eine solche Maschine kostet 8 Pfund Sterling, und würde, in Deutschland nachgeahmt, kaum die Hälfte zu stehen kommen.

Von dieser Abschweifung komme ich auf die Einrichtung in der Ausstellung zurück. Auch für andere Bedürfnisse, denen die irdische Natur unterworfen, ist in entsprechender Weise gesorgt. Die Toilettezimmer der Damen sind mit angemessenem Luxus ausgestattet und gegen ein Eintrittsgeld von einem Penny geöffnet. Auch für die Herren ist man bedacht gewesen; gewissenhafte Reinlichkeit und anständige Ordnung herrschen hier wie dort, und man war bedacht, alles zu vermeiden, was das Schicklichkeitsgefühl beleidigen könnte.

An den Shillingstagen ist der Zulauf des Publikums zu der Ausstellung ungemein groß. — Ich zählte an einem Morgen 30 vierspännige Landkutschen, und sah ein anderes Mal 40 einspännige Karren und Leiterwagen, in der Mitte ein großes, auf einem Wagen gepacktes Schiff, von sechs kräftigen Pferden gezogen und an 50 Menschen enthaltend, ganze Dorfschaften als Besucher am Glas-Palast abladen.

Alles das geht in großer Ordnung, ohne Lärm, Geschrei oder Gedränge von statten. Die Shillinge werden gezahlt, die mechanische Vorrichtung markiert die Anzahl, um Unterschleife zu verhüten, und herein tritt der fleißige Arbeiter, umgeben von seiner Familie, in tausenden von Fällen die Mutter das Kind an der Brust. Doch nicht allein der Arbeiterstand, nein, die hohe aristokratische Gesellschaft sendet säugende Mütter. Der mächtige Reiz der Ausstellung und die heilige Mutterpflicht besiegen bei den keuschen Engländerinnen in diesem Falle jede andere Rücksicht.

Die Arbeiter, die Landleute, die Pächter, die Tagelöhner bringen sich in der Regel ihr Frühstück mit, Wasser schöpfen sie aus den zahlreichen Springbrunnen, in denen ab und an auch wohl ein ungenierter Landmann die Hände wäscht. Übrigens ist ihr Betragen untadelig, Ruhe und Anstand herrschen wie an den Fünf-Shillingstagen und edle Wißbegierde strahlt aus jedem Auge. Es ist wahr, der Berg des Lichts, die Brillanten der Königin von Spanien, die persischen Shawls, die Lyoner Seidengewebe, die köstlichen Wachspuppen, die adeligen Karossen und Rußlands fürstliche Malachit-Möbel sind heute nicht umlagert, auch sind die Verkäufer und Auskunftgeber, dies wissend, abwesend, dagegen sehen wir tausende mit Erstaunen und Bewunderung die Fortschritte in der Maschinenbaukunst, die Ackerbaumaschinen, die österreichischen Statuen, die Modelle für Armenwohnungen, die Leuchttürme, die Taucherglocken ꝛc. betrachten, kurz, wir bemerken im allgemeinen an den Shillingstagen mehr wahres Interesse, mehr wirkliche

Wißbegierde, als an den Tagen und zu den Stunden, wo die schweren Atlaskleider einherrauschen und türkische Shawls den Boden kehren.

Unter den Maschinen fesselt Delarue's Couvert-Maschine zunächst des Laien Aufmerksamkeit. Der Bogen Papier wird hineingesteckt und kommt als Couvert, fertig zum Adressieren, wieder zum Vorschein. In der höchst interessanten Fabrik der Herren Delarue sind mehrere solche Maschinen aufgestellt, die eine fabelhafte Menge Couverts täglich anfertigen, aber dennoch dem Begehr kaum zu genügen vermögen, denn in England ist der Verbrauch derselben immense, da jede Rechnung, jedes Papier anständiger Weise in einem eleganten Couvert überreicht werden muß. Ja, es geht so weit, daß die mit der Übergabe von Annonzen an die Vorübergehenden Beauftragten dieselben nicht mehr als Zettel, sondern in einem versiegelten Couvert mit der Aufschrift: »To the visitors of the exhibition« einhändigen. Hunderte solcher Couverts erhält man im Laufe der Woche, immer ein und dieselbe Aufforderung enthaltend, entweder dem weltberühmten Etablissement von Moses & Son einen Besuch zu gönnen, oder bei einer Auktion zu erscheinen, wo alle Waren verschenkt werden; natürlich ist das nur für leichtgläubige Ausländer bestimmt, die en masse hinlaufen, um sich allen englischen Schund zusammen zu kaufen. Unsere guten Landsleute sollen namentlich stark darin sein.

Die Läden in Regent-Street sind prachtvoll und man kann dreist einige Tage ihrer Beschauung widmen, ohne Ermüdung oder Überdruß fürchten zu müssen. Es ist eine

Ausstellung im Kleinen. Mit ungemeiner Zuvorkommenheit wird man empfangen und umhergezeigt. Alles wird herbeigeschleppt, ohne daß man das Verlangen stellte, zu kaufen. Da die Damen, auch die bescheidensten, in den Läden eine gewisse liebenswürdige Dreistigkeit, ich möchte sagen Unverschämtheit, zu entwickeln pflegen, und meine Begleiterin von dieser Regel keine Ausnahme zu machen geneigt war, so hatte ich Muße, nicht allein über das Schicksal eines geduldigen Ehemannes nachzudenken, sondern auch die Schätze der Welt mit Erstaunen und Verwunderung zu prüfen. Und wahrlich, die Schätze der Welt wurden vor unseren Augen in dem prachtvollen Shawllager von Swan Edgar in Regent-Street oder von Everington in Ludgate Hill entrollt. Das Gewölbe zu ebener Erde, obgleich sehr groß, mit gutem Geschmack dekoriert, ist nur das Vorspiel zu der oberen Etage, in welcher die türkischen und persischen Shawls, zum Verkauf bestimmt, ausgelegt sind. Das Mobiliar, Tische, Schränke, Stühle, alles ist japanisch. Echte Smyrna Fußdecken bedecken den Fußboden, und riesige Spiegel strahlen das Bild der reizenden Käuferinnen zurück. Ein ächter Shawl aus Lahore ist ein durch Handarbeit hergestelltes Gewebe, nach welchem die vornehme Engländerin seufzt und um welchen die Pariserin Leib und Seele verkauft. Diese Shawls sind in der Regel weniger brillant als die Terneaux, jedes Muster existiert aber nur einmal, und es ist etwas Weiches, Warmes, Vornehmes in denselben, welches selbst der französische Kunstfleiß nicht wiederzugeben vermag. Die Preise variieren von 40 bis 150 Pfund

Sterling. Zu dem letztern Preise wird ein wahres Wunderwerk geliefert, an welchem sechs, acht Menschen 4—5 Jahre lang arbeiten, und nur der in allen despotischen Ländern herrschende niedrige Arbeitslohn macht es möglich, den Preis dafür so niedrig festzustellen. Vor Jahren kostete ein solcher Shawl mit Einschluß des Zolles, der jetzt beseitigt, 250 bis 300 Pfund, in Paris kostet er noch 5000 bis 6000 Francs, und dennoch sieht man bei Mabille und Ranelagh tausende von Loretten damit einherziehen, eben kein Beweis für die Moralität jenes Babylon. In Deutschland ist ein türkischer Shawl nur für die höchsten Stände ein Bedürfnis, in England ebenfalls, aber in Paris ist er selbst für Bürgerfrauen eine Notwendigkeit, welche, wenn nicht der Ehemann, doch der Liebhaber herbeischaffen muß. In jedem Trousseau pflegen 2 bis 3 echte Shawls zu sein, und eine „Merveilleuse" bringt es wohl auf ein Dutzend in verschiedenen Farben. Übrigens ist die mit dem Ankauf eines solchen Kleidungsstückes verknüpfte große Auslage in vielen Fällen Sparsamkeit. Der Shawl behält immer einen gewissen Wert, ist keiner Mode unterworfen, und die ihn tragende Dame ist, mag der Shawl alt oder neu sein, stets comme il faut gekleidet. — Eine elegante Dame thut überhaupt besser, wenn sie für echte Shawls, gute Spitzen und Brillanten Geld ausgiebt, als für sonstigen Tand, das wissen die Juden auch recht gut; bei den Christen wird in der Regel viel mehr Geld auf unnützes, wertloses Zeug, als auf gediegene Sachen verwendet. — Doch Everingtons Leute breiten während unseres Selbst-

gespräches mit lobenswerter Bereitwilligkeit Shawls von allen Farben, von allen Nuancen aus, ein unheimliches Gefühl bemeistert sich meiner, denn die schönen Augen meiner Begleiterin glänzen vor Verlangen — ich bin zwischen zwei Feuern, aber die Vernunft siegt — nach stundenlangem Bewundern brechen wir auf, um für heute nichts zu kaufen — dennoch geleitet man uns mit der größten Höflichkeit bis zu unserer Equipage. Werden wir bei einem zweiten Besuche den verführerischen Lockungen zu widerstehen vermögen? Nous verrons!

Da der Tag nun durchaus zum Shopping verwendet werden sollte, so fuhren wir zu Mechi, obgleich wir wußten, daß dies nur ein mit billigen Sachen angefüllter, für Fremde bestimmter Laden sei. — Kein Londoner kauft bei Mechi oder in solchen Läden, welche sich durch Anzeigen anpreisen; mittelmäßige Fabrikware muß da teuer bezahlt werden, um die ungeheuren Kosten für die Annoncen zu erschwingen. Wir verließen daher auch dies im Ausland berühmte Etablissement sehr unbefriedigt und begaben uns zu Lund, dem berühmten Messerschmiede und Korkenzieher-Fabrikanten. Hier kann man tausenderlei reizende Gegenstände, aber zu hohen Preisen kaufen, welche Mechi allerdings auch führt, die aber nur bei ersterem jenen gediegenen Geschmack und jene Vollendung zeigen, welche sonst allen englischen Waren so eigentümlich ist. — Als etwas ganz Neues und Originelles erscheinen uns große hölzerne, schneeweiße Brotteller, der Rand mit zierlichen Schnitzereien, Kornähren oder Kornblumen und den Worten: „Unser

täglich Brot gieb uns heute" oder: „Kein Mangel — keine Vergeudung" verziert. In allen Gegenden, wo man gewohnt ist, Brot in großen Laiben auf die Tafel oder den Sideboard zu bringen, sind diese saubern, hübschen Teller mit dem dazu gehörigen Messer ein zweckmäßiger Ersatz für den Brotkorb, in England bilden sie bereits einen Mode-Gegenstand und in jedem guten Hause findet man sie auf der Tafel. — Wir betrachten sie als passendes Geschenk für unsere heimgebliebenen Freunde und hoffen, Ehre mit unserer Auswahl einzulegen. Damen-Necessaires, teurer, aber schöner als die Wiener und Offenbacher Arbeiten, reizten, neben köstlichen Etuis mit Scheeren von allen Größen, Nadelkästchen, Messern aller Art und tausend andern Gegenständen zu so reichlichen Einkäufen, daß wir nicht widerstehen konnten und uns nach der überstandenen Versuchung bei Everington — selbst belohnten! —

Am folgenden Tage benutzten wir den herrlichen Morgen und wanderten zu Fuß nach Coventgarden-Market, um uns des überraschenden Anblickes der hier aufgestapelten Erzeugnisse der Gärtnerei, Fischerei u. s. w. zu erfreuen. In der Produktion der Weintrauben, Pfirsiche, Ananas erreicht England das höchste Ziel, ja, die künstlich gezogenen Früchte übertreffen an äußerer Schönheit und Größe in vielen Fällen die Natur. Es giebt kaum etwas Lockenderes, als diese rotbackigen Pfirsiche, diese glatten Nectarines, diese prachtvollen Trauben, Feigen und Aprikosen in zierlichen Körbchen zwischen grünen Rebenblättern geordnet. Auch widerstanden wir der Versuchung nicht, büßten aber

unsere Lust mit der Zahlung von 15 Shilling oder nahe an 5 Thaler Pr. Ct.; dafür kauft man auf dem Kontinent ein ganzes Treibhaus! Blumen dagegen, in geschmackvollen Bouquets geordnet, waren sehr billig, und für 1 Shilling erstanden wir ein Bouquet prachtvoller Rosen und Nelken. Die englischen Gemüse sind nicht schön und werden allgemein schlecht bereitet, nur die Kartoffel ist groß und mehlig, aber in der Regel nicht von so feinem Geschmack wie unsere in gutem Sandboden gezogene Kartoffel. Der Fischmarkt erregt Verwunderung, herrliche Salmen in ihrem silberweißen Schuppenpanzer, riesige Hummer mit enormen Scheeren oder gräuliche Langoustes (eine Hummerart ohne Scheeren, von hartem Fleisch und schlechtem Geschmack), Seezungen, Steinbutten und Krabben aller Art liegen da in reicher Auswahl auf Marmorplatten mit Eis bedeckt, um die Einwirkung der Sonne zu paralysieren. Die Preise aller dieser Meerbewohner sind mäßig, ihre Qualität ist unübertrefflich und an Größe überragen sie alles, was von ihrem Geschlechte in Belgien, Holland und Deutschland auf den Fischmärkten erscheint. Wir Deutsche zumal sind mit unseren Märkten für Seefische ungünstig gestellt; die Sandbänke, auf denen man die vorzüglichsten Fische fängt, liegen näher an England als an Deutschland, so daß z. B. die Helgoländer in vielen Fällen, namentlich bei östlichen Winden, ihren Fang nach London führen, anstatt die deutschen Märkte zu versorgen; auch fahren häufig englische Dampfböte mit Unterhändlern nach den Fischereiplätzen, handeln den Fischern ihre Beute

ab, oder tauschen solche gegen Lebensmittel ein, so daß der Fang ohne Unterbrechung fortgesetzt werden kann.

Von Coventgarden-Market schlenderten wir nach Hungerford-Pier und Brücke, uns an dem Leben, welches da herrscht, ergötzend. Wir verweilten über eine Stunde und zählten nicht weniger als 40 ankommende und 40 abgehende Dampfböte nach den verschiedenen Themse-Stationen, alle mit Menschen gefüllt. Der Preis einer Fahrt ist 1 bis 2 Pence, also das billigste Beförderungsmittel, welches man sich nur denken kann; und da diese Böte hauptsächlich von den unteren Volksklassen benutzt werden, so ist dies ein neuer Beweis, in wie vieler Hinsicht hier die freie Konkurrenz für die Wohlfahrt der Arbeiter sorgt. London ist nicht mehr das alte; man kann schon billig hier leben, wenn man sich den englischen Sitten fügen will.

Unter den öffentlichen Vergnügungsorten zeichnen sich Vauxhall und Cremorne-Gardens, der Tiergarten, oder vielmehr die beiden Tiergärten diesseits und jenseits der Themse, das Kolosseum und das Wachsfigurenkabinet der Madame Tussaud aus. Alle diese Orte sind prachtvoll, einzig in ihrer Art und deshalb ungemein besucht. In den beiden Gärten werden allnächtlich große Feuerwerke abgebrannt, die Erleuchtungen sind zauberisch und neben diesen Herrlichkeiten zeigen sich Indianer, Kunstreiter (in Vauxhall arbeiteten abendlich die berühmten Reiterinnen Mesdames Lejars und Pauline Cuzent), algierische Damen, Zauberer und Propheten. Freilich muß man, um alles bequem zu

sehen, für Sitze extra zahlen; aber reist man einmal nach England, so darf es darauf nicht ankommen. Wir wünschten die algierischen Damen zu sehen und traten in das von zwei Afrikanern — Mohren, aber keine Araber — in phantastischem Kostüme bewachte Zelt. Das Innere war mit persischen und türkischen Stoffen behängt, ein Divan lief rings umher und in der Mitte des Zeltes stand ein Buffet, hinter welchem vier wirklich wunderschöne Mädchen oder Frauen in einem von Gold- und Silberstickereien glänzenden Nationalanzuge auf einem Divan saßen oder vielmehr lagen. Einige umherstehende Männer in türkischem Kostüme unterhielten sich mit ihnen in unbekannter Sprache. Ob nun diese Damen wirklich Muhamedanerinnen oder etwa Jüdinnen waren, vermag ich nicht zu sagen, ihr Anblick war aber eben so interessant als neu, und wir bereueten das Eintrittsgeld nicht. Der in großen, von farbigen Lampen gebildeten Buchstaben angeschlagenen Aufforderung: »Go and see the Anachorite« leisteten wir keine Folge, sondern zogen es vor, mit dem Entreegelde eine unglückliche Zigeunerfamilie, welche, in ärmlicher Hütte kauernd, den Besuchern wahrsagend, als Kuriosität von dem Besitzer des Gartens herbeigezogen war, zu beschenken. Den Schluß des brillanten Feuerwerks bildete die in Brand gesteckte Fassade eines weitläufigen, natürlich durch Dekoration hergestellten Schlosses, zu dessen Zinnen eine Seiltänzerin hinankletterte, während des Brandes auf dem Seile knieete und dann von dem gesamten Publikum mit Beifallsbezeugungen für die Ausübung ihres halsbrechenden Handwerkes überschüttet wurde.

Der mir aus früheren Besuchen wohl bekannte zoologische Garten hatte in seinem Hippopotamus, dem neunmonatigen Elephanten Miß Fanny und einem aus Ceylon eingetroffenen Orang Utang neue Anziehungskraft erhalten. Letzterer zumal war stets von Neugierigen umringt, hatte in seinem Behälter ein Bett und einen Lehnstuhl und einen Hofstaat, bestehend aus einem Wärter und einem Konstabler. Unter den Vogelarten interessierten uns die Geier, unter denen einer frappant wie ein alter Mann aussah, man hätte ihm wahrhaftig einen Groschen schenken mögen; endlich aber ein Vogel, dessen lateinischen Namen (Penelope pipile) ich zufälliger Weise behalten habe. Auch ein aufgestelltes Kabinet wunderbar schön ausgestopfter Kolibris verdiente unsere volle Aufmerksamkeit, und wer je das Glück hatte, diese gefiederten Grazien in ihrem Vaterlande zu belauschen, der wird den Künstler, der hier die tausenderlei Stellungen, in denen sie den Honig aus den Blumen naschen, darstellte, bewundern!

Noch interessanter war ein Abendbesuch in dem Surrey Tiergarten. Einige aufgestellte Musikchöre und ein prasselndes Feuerwerk regten die stets ein Nachtleben führenden Raubtiere furchtbar auf; das Gebrüll der gräulichen Katzen, ihr Toben im engen Käfig, hatte etwas schrecklich Schönes, von dem man seine Augen kaum abzuwenden vermochte. Auch die in großen Glaskasten aufbewahrten Reptilien, Schlangen, Eidechsen und Krokodile, die bei Tage ruhig zu schlummern pflegen, wanden und schlängelten sich um die in ihren Behältern befindlichen Baumstämme, ihre

Augen funkelten mit seltsamem Glanze und eine lauernde Unruhe leuchtete uns entgegen. — Die Art und Weise der Aufstellung, die Schönheit der Tiere lassen nichts zu wünschen übrig. London ist auch dafür der Hauptmarkt, und der Handel, der mit diesen wilden Bestien getrieben wird, ist ganz bedeutend. Alle Menagerie-Besitzer der Welt versehen sich hier; außerdem giebt es aber in England viele vornehme Herren, welche größere oder kleinere Menagerien auf ihren Landsitzen haben. So unter andern der Earl of Derby, dessen sehr schöne Menagerie aus 1600 Exemplaren bestand, worunter auch reißende Tiere. Sein Sohn, Lord Stanley, das Haupt der Protektionisten, jetziger Earl of Derby, bot die Menagerie der Königin zum Geschenke an, welche sich aber ein so kostbar zu unterhaltendes Präsent verbeten haben soll, weshalb die Menagerie nun öffentlich versteigert wird.

Das Kolosseum mit seiner Halle voll schlechter Nachbildungen berühmter Skulpturwerke, deren Beschauen noch dazu durch die drängende Menschenmenge und eine echt englische ohrzerreißende Musik verbittert wird, mit seinen künstlichen Basalthöhlen, seinen Treibhäusern, nachgeahmten Schweizer Gegenden, künstlichen Wasserfällen und anderem Firlefanz, ist nur für den Fremden berechnet. Die aufgestellten Panoramen, London bei Tage und Paris bei Nacht, sind dagegen künstlerisch ausgeführt und gewähren einen guten Blick über die beiden gigantesken Städte. Außerdem wird in dem kolossalen Gebäude, in einem eigens dazu im Renaissancestyl erbauten, sehr geschmackvoll und reich

dekorierten Theater, ein Diorama, das Erdbeben von Lissabon, gezeigt, welches mit all' den Mitteln dargestellt wird, über welche die Malerei, eine raffinierte Beleuchtung und passende Musik gebieten. Das prachtvolle Lissabon vor, während und nach der schrecklichen Katastrophe erscheint hier den Blicken der erstaunten Zuschauer; die Täuschung ist auf das Höchste getrieben, und man darf das Diorama dreist ein Kunstwerk nennen. — Das Wachsfigurenkabinet der Madame Tussaud zeichnet sich durch interessante Persönlichkeiten, brillante Kostüme und vorzügliche Aufstellung in einem sehr großen Lokale aus. Der Zulauf ist aber so enorm, daß man oft Gefahr läuft, erdrückt zu werden. Ein damit verbundenes Museum, in welchem viele Napoleon gehörige Sachen aufgestellt sind, unter andern auch zwei Reisewagen, deren er sich zu bedienen pflegte, und in welche die Besucher gewöhnlich hineinzuklettern die Verwegenheit haben, verdient eher gesehen zu werden, als die Chamber of Horrors, welche die Anzüge, Bildnisse und Wachsabgüsse der Köpfe berüchtigter englischer Verbrecher enthält. — Man kann alle diese Vergnügungsorte an einem Tage besehen, aber es gehören Nerven dazu, denn die Arbeit ist ungemein groß!

Nachdem wir uns an den Londoner »Sights« satt gesehen hatten, verwendeten wir viele Zeit auf den Besuch der Ausstellung. Wir teilten uns das unermeßliche Gebäude in Tagewerke ein, und, begleitet von unsern englischen Freunden, gewannen wir bald einen Überblick, lernten auch die »lions« kennen, ohne uns körperlich und geistig allzusehr zu ermüden. So wandelten wir denn wochenlang jeden Morgen in diesem Feenpalaste umher, den menschlichen Geist, der so Großes geschaffen, bewundernd und, wie die Königin von England an eine in Deutschland lebende ihr befreundete Dame geschrieben haben soll, „dem Schöpfer dankend, daß er dem Menschen gestattete, so Großes zu leisten!"

England gebührt die Krone auch in der Ausstellung; nicht allein, daß die Erzeugnisse seines Kunstfleißes mannigfaltiger als die aller übrigen Nationen zusammen genommen sind, sie werden in vielen Fällen auch einen größeren Einfluß, eine weitere Wirkung auf das Wohl der arbeitenden

Klassen, ja der Menschheit im allgemeinen ausüben als die Statuen Italiens, die kostbaren Wiener Möbeln, die polierten Berliner Stahlkanonen, oder die brochierten Seidenstoffe und Gobelins des schönen Frankreichs. Der Zollverein hat sich nach meiner Meinung nicht sehr ausgezeichnet, während Österreich alle Erwartungen übertraf; nicht allein, daß die Aufstellung des ersteren ärmlich ist, es gewähren seine Fabrikate auch wenig Interesse. Neues oder durch Geschmack Ausgezeichnetes ist fast nicht vorhanden und selbst die angestaunte Statue von Kiß ist in mancher Hinsicht verfehlt zu nennen. Zu verwundern ist es auch, daß der Zollverein keinen einzigen bedeutenden Mann, keine berühmte Persönlichkeit zur Vertretung seiner Interessen nach London sandte. Wer da weiß, was ein großer Name in London gilt, und einen Alexander von Humboldt zu seiner Verfügung hat, der sollte keine »nobodies« senden, wie Viebahn, Wedding u. s. w. u. s. w.!

Die Deutschen sind nun einmal unpraktisch, und das zeigt sich leider auch in ihren Fabrikaten. Da ist z. B. von Magdeburg ein kostbarer feuerfester Geldschrank gesendet worden, welcher einige tausend Thaler kosten soll. Schließt man ihn auf, so erscheinen prachtvolle Ansichten auf Stahl gebeizt oder graviert, allerlei Geheimnisse erschweren den Gebrauch, Messing, Bronze ist daran verschwendet; kurz ein Gegenstand, der ins Bureau oder den Keller gehört, wird, anstatt ihn einfach, solide und billig herzustellen, durch unpraktischen und teilweise geschmacklosen Luxus, als wenn er für den Nipptisch einer petite maîtresse bestimmt

wäre, so verteuert, daß er, wenn auch angestaunt — doch als gänzlich unbrauchbar verworfen wird. Ein anderer Fabrikant liefert einen Jagdwagen von Rosenholz mit vergoldeten Federn und Achsen. Das Rosenholz ist spröde, kaum daß ein Stuhl davon dauerhaft zu arbeiten ist, und jetzt soll ein Wagen, der natürlich viel mehr abzuhalten hat und noch dazu dreimal teurer kommt, als wäre er von gewöhnlichem Eschenholz, davon gebaut werden! Die Form dieses Wagens ist ungefällig, die Vergoldung unnütz und geschmacklos, so daß die Ansicht, der Prinz Albert würde ihn kaufen, um im Park damit spazieren zu fahren, sich wohl jedenfalls als trügerisch bewiesen hat. — Ich könnte noch tausenderlei Einzelheiten anführen, wenn ich nicht fürchtete, zu ermüden.

Wenn man aus dem Transept in den den fremden Nationen angewiesenen Raum tritt und einige hundert Schritte hinunterwandelt, so trifft man rechts vor Österreich eine Statue Radetzkys und links vor dem Zollverein eine stählerne Kanone aufgestellt, um, wie die Engländer behaupten, recht deutlich zu zeigen, daß das Kriegshandwerk in Deutschland die bevorzugte Industrie, und daß das Volk allein durch die Macht des feurigen Schwertes zu regieren sei, während in England der einfache Stab des Konstablers genügt, dem Gesetze Achtung zu verschaffen! — Wir konnten unsern englischen Freunden nicht so ganz Unrecht geben und steckten mit schmerzerfülltem Herzen ihre Sarkasmen ein.

Die ewig thätige Spekulation der Engländer hat im Hinblick auf die aus allen Weltgegenden herbeiströmenden

Fremden eine Menge Etablissements hervorgerufen, die gleich Eintagsfliegen kommen und verschwinden werden. Der Mulatte Batty, jener kühne Pferdelenker, der vor einigen Jahren die Straßen des volkreichen Londons mit 52 vor einen Wagen gespannten Pferden im raschen Trabe durchfuhr, und die Eingeborenen in Erstaunen setzte, hat in der Nähe des Glaspalastes ein riesiges Hippodrom, welches 15 000 Menschen fassen soll, erbaut. Hundert Pferde und eben so viele zweibeinige Darsteller, unter letzteren auch sechs arabische Strauße, die zu meinem Entsetzen, aber unter dem Jubelgeschrei der versammelten Masse, umher gehetzt wurden, arbeiten, wie die Anschlagzettel besagen, in diesem modernen Kolosseum jeden Nachmittag.

Die pomphaften Ankündigungen des berühmten ehemaligen Koches des Reformklub, Soyer, verführten uns leider, unser komfortables Diner in unserm Hotel im Stiche zu lassen, und nach dem Besuche des Hippodrom, im Symposium, oder, wie die Engländer sich richtig ausdrücken, »Imposium« zu speisen. — Soyer, oder besser gesagt, ein Liverpooler Spekulant, der sich des marktschreierischen Namens des Koches bedient hat, mietete für diese Saison »Gorehouse«, die elegante Wohnung der im vorigen Jahre verstorbenen berühmten Schriftstellerin Lady Blessington, welche hier im Verein mit ihrem Schwiegersohne, dem fashionablen und talentvollen Grafen d'Orsay, einen kleinen Hofstaat von fashion und bon ton um sich versammelte. Es hielt ungemein schwer, in diesen

auserlesenen Zirkel zugelassen zu werden, schwerer, als eine Einladung zu den Feten der Königin zu erhalten, obgleich die Etikette am Hofe von St. James ungemein strenge aufrecht erhalten wird. Die Lady Blessington empfing in Gorehouse nur die Elite der »fashion«, und dazu gehört nicht jeder, der reich oder vornehm oder beides ist. Jugend, Reichtum, Schönheit, hoher Rang sind Elemente der Mode, aber nicht unumgänglich notwendig. Geist, Witz, Rücksichtslosigkeit, Verschwendung, verderbte Sitten, Spielwut geben dagegen sehr oft ein Anrecht auf den Eintritt in jene aristokratischen Zirkel, welche das Vorbild der Plebejer und Parvenus bleiben, und zu allen Zeiten einen so großen Einfluß auf die Moralität der Gesellschaft ausübten, wenn der Spott beißend, die Vergeudung großartig, die Spielwut ruinierend ist! Und jetzt wandeln zum Entsetzen der Engländer in diesen klassischen Räumen »those poor foreigners« mit ihren ruppigen Bärten, schlecht gewichsten Stiefeln und ungebürsteten Hüten abnormer Form einher. — It is horrible!!!

Gorehouse hat hübsche und geschmackvolle Gartenanlagen; allerlei Künsteleien, als da sind Grotten, hieroglyphische Blumen-Parterres, Springbrunnen, Tropfsteinhöhlen, in deren Fenstern, zwischen zwei Glasscheiben eingesperrt, armselige Goldfische zappelnd nach Luft schnappen, beweisen aber doch, daß es darauf abgesehen, die Neugierde der Fremden zu reizen, weshalb auch jene wohlbezahlten Artikel in der illustrierten Zeitung, und jenes famose Litteraten-Diner, an dem die kleine Armee der offiziellen Berichterstatter

aller Journale Europas teil nahm, veranstaltet wurden. Das Innere des Hauses ist ganz artig angestrichen; da ist ein Eiszimmer mit nachgebildeten künstlichen Eiszapfen, ein chinesischer, ein deutscher, ein italienischer Speisesaal, in welchen man von Kellnern aller Nationen, nach englischer, französischer, deutscher oder italienischer Art gespeist und bedient wird. Das Essen ist aber mittelmäßig, die Tischwäsche unreinlich und nach Seife duftend, Silber ist nicht vorhanden, und das irdene Geschirr bildet eine Musterkarte aller Eßservice, welche je bestanden haben oder bestehen werden.

Wir speisten im italienischen Gemach, und wenn wir weniger unzufrieden uns äußerten als andere, die in den Diningrooms im Garten oder »in the Hall of Nations« ihr Mahl verzehrten, so war das nicht sowohl Herrn Soyers Verdienst, als das der Gesellschaft selbst, die, von munterer Laune beseelt und sich in Liebe und Freundschaft zugethan, über kleine Miseren hinwegblickend, in sich selbst die Quelle unerschöpflicher Heiterkeit fand. Weder der eingetretene Regen, welcher uns den Besuch des Gartens verkümmerte, noch der monotone und melancholische Gesang eines in weißen Trikots und gelben Schnürstiefeln umherwandelnden deutschen Troubadours, noch die überaus hohe Zeche vermochten unsere Fröhlichkeit zu stören.

Der Soyersche Humbug veranlaßt mich, zum Nutzen und Frommen der nach England Reisenden einige gastronomische Notizen aufzuzeichnen. Wer gut speisen will, ohne viel Geld auszugeben, der gehe sowohl in der City als im Westend in ein gutes Eating- oder Chophouse. Das Erstere

unterscheidet sich von letzterem dadurch, daß man dort zu gewissen Tagesstunden fertige Joints (große Braten) findet, die dem Gaste vorgesetzt werden, und von denen er sich in der Regel selbst, so viel ihm beliebt, abschneidet. Er muß aber das Tranchieren verstehen, sonst setzt er sich Unannehmlichkeiten aus und überläßt dasselbe besser dem obersten Kellner, dem head-waiter. In einem Chophouse bekommt man nur Steaks, Chops und Cutlets, so benannt, je nachdem das Origin der Bovine- oder Ovine-Rasse angehört. Für circa 15 Silbergroschen erhält man zwei köstliche auf dem Rost gebratene Hammel-Kotelettes, Kartoffeln, Butter, Chester- oder Stilton-Käse, römischen Salat, der hier in der Regel nur mit Salz zum Käse gegessen wird, und ein Glas geeisten Ales.

Hummer, Austern und anderes Seegetier speise man in der City bei Pym oder bei Lynn, aber ums Himmelswillen nicht in jenen abominabeln Eßhäusern in Haymarket, den Aufenthaltsorten der Pickpockets und öffentlichen Dirnen, die hier bei Tage und bei Nacht mit schamloser Frechheit umherschwärmen. Für die echte Schildkrötensuppe, dem Ambrosium der Londoner Aldermen, giebt es in der City verschiedene Etablissements; wenn man aber noch nicht Lordmayor war, so ist es schwer, die beste Quelle dafür anzugeben. Man führte uns allerdings in ein Lokal, in welchem nur Turtle-soup und andere heiße und aufregende Speisen gegeben wurden; der Name ist mir aber entfallen. Wir stiegen, nachdem wir aus silbernen Schalen die klare und durchsichtige Brühe genossen, uns Gaumen und Schlund

weidlich mit der Heißgewürzten verbrannt, und echt homöopatisch mit geeistem, aber sehr starkem Punsch wieder geheilt hatten, in einen dunkeln Keller hinab, in welchem an achtzig Schildkröten auf dem Rücken und ein nasses Kissen unter dem Kopfe, ihres Schicksals, von hungrigen Aldermen in der Form von Suppe, Steaks und Pasteten verschlungen zu werden, harrten. —

Der Besuch der Chophouses ist enorm, große Vermögen werden da durch kleine Mittel erworben. Das Lokal ist gewöhnlich klein, eng, das Tischtuch nicht allzusauberer Art, Servietten fehlen, ebenso silberne Gabeln, dennoch sieht man die ersten Geschäftsleute aller Branchen da verkehren. In einem der berühmtesten ist der Verkehr so ungeheuer, daß der erste Kellner für seinen Platz 120 Pfund Sterling per annum bezahlt, außerdem aber alle übrigen Kellner anstellt und besoldet; dennoch giebt jeder Gast für sein Mahl höchstens 2 oder 3 Pence an die Bedienung.

Doch verlassen wir die räucherige City und wenden uns wieder ins Westend. Verlangt man ein französisches Diner, oder will man aus Neugierde ein schwelgerisches Mahl einnehmen, so gehe man nach Longs oder Fentons Hotel, bestelle ein gutes Diner, ohne den Preis zu bestimmen. Eleganz, Komfort und Üppigkeit sind da vereint. Der Fuß des Dieners gleitet geräuschlos über den türkischen Teppich, prachtvolles Silberservice, schön geschliffene Gläser, gewählte Speisen, auserlesene Weine, eine behagliche Ruhe, kurz, alles trägt dazu bei, die Sinne zu berauschen. Man wird da finden, daß man in London ebenso gut wie in

Paris, den Ortolan à la provençale, diesen Kooh-i-Noor der Gastronomen, erhalten kann, ja wir sahen selbst dies Tierchen, das, seiner Federn entkleidet, in eine große Trüffel gesteckt und so gebraten werden kann, bei einem Federvieh-händler in Käfigen mästen.

Vor allen Dingen, geneigter Leser, mache ich es dir aber zur Pflicht, in London Restaurants mit französischen Namen, wie Verrey in Regent-Street und Cafeuillade unter den Arkaden der Oper, zu vermeiden. Wir wurden bei ersterem ein Opfer unserer sträflichen Neugier; ein wider-licher Mischmasch, eine gräuliche olla potrida ward uns serviert; das Lokal war überfüllt, denn hier speist jeder Fremde, der sich nicht an die englische Küche gewöhnen mag, die Hitze und der Eßgeruch ist unerträglich, das Damen-Publikum nicht recht geheuer, so daß es wirklich der Gegenwart lieber Freunde bedurfte, um nicht den uner-schütterlichen Gleichmut zu verlieren, der das Schlimmste ertragen läßt. — Statt in einem schon Tags vorher bestellten Privatzimmer mußten wir im großen Eßsalon speisen, unser Tisch war von deutschen Landsleuten umgeben, gegen deren Gegenwart wir im allgemeinen nichts einzuwenden hätten, wenn nur die Art und Weise, wie sie ihre Speisen vertilgten, Fisch und Gemüse mit dem Messer zum Munde führten, uns nicht den Anstand hätte vermissen lassen, welchen ein jeder Mann von gutem Ton stets beobachtet. —

Wenn wir die Zeit unseres Aufenthaltes in London auch nicht ausschließlich dem Krystallpalaste widmeten, so verweilten wir doch grundsätzlich täglich einige Stunden

darin, verließen denselben stets mit Bedauern und nie ohne neue Entdeckungen gemacht zu haben. Heute fesselte uns z. B. das Modell der ungeheuren Britanniabrücke, welche die Insel Anglesey mit Wales verbindet, und deren Dimensionen wirklich ins Fabelreich gehören. Die darin verbauten Mauersteine wiegen circa 220 000 000 Pfund, das Eisen circa 45 000 000 Pfund. Die beiden großen Röhren, an welchen die Eisenbahn hängt, bestehen aus 186 000 einzelnen Stücken, mit 7 Millionen Löchern durchbohrt und durch 2 Millionen Anker verbunden. Wo anders, als in einem Lande, in dem der Verkehr so unermeßlich und die Produktionskraft so außerordentlich, daß die Ernte eines einzigen Artikels — Weizen — einen jährlichen Durchschnittswert von 70 Millionen Pfund Sterling hat, einem Lande, welches jährlich 100 000 000 Pfund Fleisch in lebenden oder geschlachteten Tieren und 100 Millionen frische Eier zu seinem Gebrauche aus dem Auslande einführt, kann ein solches Werk durch Privatleute ohne Hilfe oder Zuthun der Regierung ausgeführt werden? Wenn Du, geneigter Leser, über diese Zahlen staunst, an deren Richtigkeit zweifelst, oder das Verlangen fühlen solltest, Dich weiter über das wunderbare Land zu unterrichten, so empfehle ich Dir ein Werk, das Du allerdings in der Ursprache lesen mußt, wenigstens ist mir noch keine Übersetzung davon bekannt geworden — Porter's Progress of the Nation. Wenn Du darin liest, daß der jährliche Ertrag der Bodenprodukte Großbritanniens verschieden auf 160 bis 300 Millionen Pfund Sterling geschätzt wird, so wirst Du es begreifen lernen, daß ein

großer Raum in der Ausstellung mit Ackerbaumaschinen aller Art angefüllt ist, und daß es eben diese Maschinen sind, welche den Anziehungspunkt für die großen Massen an den Shillingstagen bilden. Freilich, Runkelrüben werden in England nicht gebaut, und stinkender Taback darf nicht gepflanzt werden, aber dennoch wird die Nation immer reicher, und das Los der arbeitenden Klassen ist vielleicht jetzt schon in England besser als in irgend einem Lande der Welt. —

Als Kuriosität muß ich jedoch erwähnen, daß ein Brot Zucker aus in der Grafschaft Surrey gezogenem Zuckerrohr ausgestellt war; es ward aber nicht dabei gesagt, ob dasselbe in freier Luft oder im Treibhause gediehen sei. Auch britische Weine, Champagner, Madeira, Constantia waren vorhanden, ersterer aus den Stengeln der Rhabarberpflanze bereitet. Der Himmel bewahre uns vor solchem Zeug — ein gutes Glas Ale ist besser! —

Es ist bekannt, wie Vorzügliches die Engländer in der Anfertigung des übrigens dort sehr teuren Papieres leisten. Die Papierfabriken erzeugen jährlich 130 Millionen Pfund Papier, in einem Werte von 3 Millionen Pfund Sterling. Die Lumpen dazu kommen aus allen Teilen der Welt, das ist eine bekannte Sache, und dies Jahr ist sehr großer Überfluß davon in London. Aber daß die Engländer Papier für Regierungsdepeschen anfertigen, von welchem ein Bogen, der ausgestellt war, nur 1¼ Unze wiegt und imstande ist, 5 Zentner 24 Pfund englisches Gewicht zu tragen, ohne zu zerreißen, mag wohl weniger bekannt sein.

Unter den ausgestellten Kostbarkeiten glänzen außer dem Kooh-i-Noor die Brillanten der Königin von Spanien, welche meine schöne Begleiterin, die sich das Ansehen einer Kennerin gab (ob mit Recht oder Unrecht will ich dahin gestellt sein lassen), allen übrigen vorzog; indessen würde sie, davon bin ich überzeugt, auch ein Bouquet, der Königin Viktoria gehörig, in welchem Rosen, Nelken, Anemonen nachgeahmt waren, und zu denen 6000 Diamanten, die größten von 10—15 Karat, die kleinsten so winzig, daß einer kaum den tausendsten Teil eines Karates wiegt, verwendet sein sollen, nicht verschmäht haben. — Unter den von Mr. Henry Philip Hope, einem Sammler roher und geschliffener edler Steine, gelieferten 28 Diamanten schien mir ein großer ovaler Stein, mit dem darauf gravierten Bildnis des Kaisers Leopold II., bemerkenswert, ebenso ein Porträt in Relief von Ludwig XVI. von kleineren Rosetten, einige so klein, daß deren 2000 erst einen Karat wiegen. Bei beiden Stücken ist neben der Kostbarkeit des Materials der Fleiß und die Ausdauer des Arbeiters zu bewundern.

Ein Schotte lieferte das Modell eines Sicherheitswagens, welcher von innen zum Halt gebracht werden kann, gegen den energischen Willen der Pferde und ohne den Lenker zu benachrichtigen; die Erklärung der ingeniösen Einrichtung war in fünfzig verschiedenen Sprachen zu lesen. Eine ähnliche polyglotte Aufgabe löste ein Engländer, der zum Andenken an die Ausstellung ein Blatt veröffentlicht hat, auf welchem die biblischen Worte: „Gott hat von einem

Blute aller Menschen Geschlechter gemacht" in hundert verschiedenen Sprachen zu lesen sind. Bei dem statistischen Talente der Engländer und ihrer Liebhaberei für Zusammenstellung von Zahlen werden noch mancherlei Kuriosa zu tage gefördert werden, wie denn die Anzahl der Schriften über die Ausstellung jetzt schon nicht mehr zu bewältigen ist und doch täglich wächst.

Die mineralischen Schätze der Welt, von denen köstliche Exemplare aus allen Teilen der Erde im Glaspalaste ausgestellt waren, würden meinen geologischen Freund W. steinklopferischen Angedenkens in Entzücken versetzt haben. Mich interessierten vorzüglich die herrlichen Kupfererzstufen Australiens, aus der vor einigen Jahren entdeckten Burra-Burra-Mine. Am 5. September 1845 traten einige Einwohner in Adelaide zusammen, um die von einem derselben durch Zufall aufgefundene Burra-Burra-Mine bearbeiten zu lassen. Sie schossen als Betriebskapital 12 320 Pfund Sterling ein. Das Geschäft ward mit Umsicht geleitet, Bergleute aus Cornwallis und dem Harze wurden verschrieben, und bis zum Schlusse des Jahres 1850 sandten die Besitzer dieser unerschöpflichen Minen 56 428 Tons Kupfererze nach England, welche dort einen Ertrag von 735 108 Pfund Sterling lieferten! — Das alte spanische Sprichwort: eine Goldmine ruiniert den Besitzer, eine Silbermine ernährt ihn, aber eine Kupfermine macht ihn reich, findet hier wieder seine Bestätigung.

Seit einigen Jahren wetteifern die Engländer mit den Franzosen in der Anfertigung geschmackvoller Arbeiten in

Porzellan. Eine englische Firma hatte ein Dessertservice, in Form und Malerei gleich ausgezeichnet, ausgestellt, welches bei dem ersten Besuche der Königin die Aufmerksamkeit derselben in so hohem Grade auf sich zog, daß solches sofort auf ihren Befehl angekauft und zum Geschenk für den Kaiser von Österreich bestimmt wurde. Es ist bekannt, daß die hohe Frau fast täglich den Industriepalast besuchte und aus der Besichtigung der verschiedenen Gegenstände ein förmliches Studium machte. Am Ende des Transeptes war ein Privateingang für ihre Majestät, welcher in ein prachtvolles, zu einem Salon mit Nebenzimmern hergerichtetes Zelt führte; von hieraus erschien und verschwand die Königin geräuschlos. Leider wurde uns nicht das Glück zu teil, die Königin, Prinz Albert und die königliche Familie in der Ausstellung zu treffen, obgleich wir an verschiedenen Tagen sehr frühzeitig uns eingefunden hatten.

Desto glücklicher waren wir an einem Opernabend. Man gab Aubers neue Oper: »Il prodigo«, und zwar »by special desire«, das heißt auf Befehl der Königin. Wir hatten uns bei zeiten nach einer guten Loge umgesehen, und unser Wirt, mit dergleichen Besorgungen besonders vertraut, verschaffte uns eine gut gelegene in derselben Reihe und gerade der königlichen Loge gegenüber. Wir mußten 5 Guineen dafür bezahlen und waren sehr unangenehm überrascht, am Morgen des Operntages zu finden, daß ein allzu dienstfertiger Freund, ohne unsere Autorisation, eine zweite Loge für denselben Abend mit Beschlag belegt hatte. Das gute Herz hatte ihn dazu verleitet, wir durften ihn deshalb durch Zurückweisung nicht in Verlegenheit setzen, machten bonne mine à mauvais jeu und verkauften dieselbe mit einem Verluste von einigen Pfunden. Dafür hatten wir denn aber auch den Genuß, die Königin und ihren Hofstaat nebst dem Prinzen Albert in bequemer Unabhängigkeit beobachten zu können. Die Königin ist weniger schön als

die Porträts, welche man aller Orten von ihr ausgestellt sieht. Der jugendliche Schmelz ist aus dem sonst edlen Gesichte entschwunden, die obere Zahnreihe tritt stark hervor und die Nase hat einen rötlichen Schimmer, aber es läßt sich etwas Gebietendes in der ganzen Erscheinung nicht wegleugnen. Prinz Albert saß ihr zur Seite im hintern Teil der Loge, er ist stark geworden; die Königin war mit ihm und ihrer Begleitung in fortwährender Unterhaltung, erschien am Anfange des zweiten Aktes und verließ das Theater am Ende des vierten, nachdem sie sowohl der magnifiquen Ausstattung der Oper, wie den auf höchsten Befehl in den Zwischenakten tanzenden spanischen Tänzern, von denen die reizende Donna Petra Camara mit ihren rabenschwarzen Augen, kurzen Röcken und runden Waden größeres Furore erregte als die Gräfin Rossi in der Oper, ungeteilte Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Der Anblick des Opernhauses mit seiner luxuriösen Ausstattung und den von wunderschönen, mit ungeheuren Blumenbouquets bewaffneten Damen in Balltoilette besetzten Logen war überraschend, überraschender und interessanter wie die betäubende Musik — die großartigen Dekorationen, die vielen Pferde und der Ochse Apis in der Oper Aubers.

Die italienische Oper bildete noch an verschiedenen Abenden einen Anziehungspunkt für unsere kleine Gesellschaft. Wir hörten unter andern Cenerentola mit der Alboni und Lablache und Mozarts göttliche Nozze di Figaro mit der Rossi, Fiorentini, Cruvelli. Alle drei Sängerinnen waren uns von früher her von der Bühne und aus gesellschaftlichen

Verhältnissen bekannt, weshalb ihr Zusammenwirken einen dreifachen Reiz darbot. Mag es sein, daß die großartige Umgebung, die frischen Stimmen der beiden Nebenbuhlerinnen und die aufs höchste gespannte Erwartung den Eindruck minderten — wir fanden ihn weniger gewaltig und uns etwas getäuscht: die Gräfin Rossi war nicht mehr die himmlische Sontag von ehemals! Dieses unumwundene Geständnis wollte freilich unserer Begleiterin nicht gefallen; sie gab mit so liebenswürdigem Ungestüm und mit einer Art von Begeisterung verschiedene Male das Signal zum Applaudieren, daß es wirklich gelang, der Lauheit des Publikums ein Ende zu machen und den Hervorruf der Gräfin zu bewirken. Der Besuch der Oper ist kostbar, man giebt für eine Loge an einem Abend mehr Geld aus, als in der Heimat während eines ganzen Jahres, aber wo ist zum zweiten Mal ein Zusammenfluß von Talent wie hier zu finden? An einem Abend und in einer Oper wirken Künstler vereint, von denen jeder einzelne das Glück eines deutschen Impresario machen würde, wenn er ihm singen wollte. — In den Zwischenakten oder nach der Oper spanische Tänzerinnen mit ihren wunderlichen Eigentümlichkeiten, oder Carlota Grisi, Carolina Rosati, Maria Taglioni und Amalia Ferraris, diese vier Sylphiden, welche Terpsichore selbst als Lehrmeisterinnen dienen könnten. Schade, der Genuß wird durch die Masse des Gebotenen geschmälert, die Vorstellung verlängert sich bis tief in die Nacht, so daß bei großer Hitze und anstrengenden Besuchen des Glaspalastes ein kleiner Schlummer unvermeidlich ist.

Wir lösten uns dabei redlich ab, hätten diesen Genuß allerdings in unserem Hotel bequemer und billiger haben können.

Den Besuch der übrigen Theater schenkten wir uns; aber einer Vorstellung muß ich noch gedenken, da sie den tiefsten Eindruck auf uns machte und uns einen unvergeßlichen Abend bereitete. Es war dies eine Vorstellung, wie sie auf dem Zettel benannt wurde: „Der Liebhaber-Gesellschaft der Gilde für Litteratur und Kunst." Die Einnahme für den ebenfalls auf dem Zettel angegebenen Zweck: „Lebens-Versicherungen und andere fürsorgliche Gewohnheiten unter Schriftstellern und Künstlern zu befördern, beiden solchen Beistand zu leisten, daß sie niemals nötig haben sollen, ihre Unabhängigkeit zu opfern und eine neue Anstalt zu gründen, in welcher ehrenhafte Ruhe von schwerer Arbeit noch mit der Erfüllung verwandter Pflichten gepaart wird," bestimmt.

Zu diesem herrlichen Zwecke haben sich Englands berühmteste Schriftsteller und Künstler vereinigt, und setzen jedes Jahr eine Pension von 100 Pfund Sterling für die Beantwortung einer Preisfrage aus. Die Mittel werden auf verschiedenen Wegen herbeigebracht. Einer derselben führte zu öffentlichen theatralischen Vorstellungen. Sir Edward Bulwer Lytton schrieb dazu ein Lustspiel in fünf Akten: „Besser als unser Ruf" und Charles Dickens eine Posse: „Herrn Nachtigalls Tagebuch". Die erste Vorstellung fand in Devonshire House, dem Palaste des Herzogs von Devonshire, statt; die Königin und Prinz Albert waren zugegen, der Platz kostete 5 Guineen, die Königin zahlte aber deren ein-

hundert, der königliche Gemahl fünfundzwanzig. Dieselbe Vorstellung wurde noch einigemale vor einem ausgewählten Publikum, zu einer halben Guinee das Billet, in den Hanover Square rooms wiederholt. Es gelang uns, alle Schwierigkeiten zu überwinden und uns Eingang zu derselben zu verschaffen. Das Arrangement war gut, die Sitze bequem und der Saal nicht überfüllt. Die Dekorationen waren von den berühmtesten Malern Englands angefertigt; Absolon, Louis Haghe, Roberts Namen waren auf dem Zettel genannt, letztere beide durch ihre herrlichen Werke über Belgien und das heilige Land auch in Deutschland hinreichend bekannt; das Kostüm war gewählt und die Täuschung, so weit irgend möglich, berücksichtigt. Unter den Darstellern glänzten Charles Dickens, der Direktor des Ganzen, Frank Stone, Douglas Jerrold, Mark Lemon, Augustus Egg. Dickens ist ein vollendeter Akteur, der jedem Theater Ehre machen würde, nicht minder zeichneten sich Jerrold und Mark Lemon durch ihre Zwergfell erschütternde Komik aus. Im ganzen wurden, wie immer bei Liebhabertheatern, die scharf ausgeprägten Charaktere, in welchen der Darsteller sein eignes Selbst vergessen kann, besser gespielt, als die weniger hervortretenden Rollen. Dickens hatte in beiden Stücken Verkleidungsrollen, in denen er ein großes Talent für Imitation anderer bethätigte. Die Stücke selbst möchten den deutschen Bühnen nur mit Vorsicht zu empfehlen sein.

Das Zusammenwirken so bedeutender Männer zu einem Zwecke, den man im edlern Sinne des Wortes wohl sozialistisch nennen darf, die bereitwillige Unterstützung

desselben von seiten des Publikums, gaben uns beim Heimkehren in unser Hotel reichlichen Stoff zur Unterhaltung. Wir verglichen damit unwillkürlicherweise die Zustände unseres Vaterlandes, und fragten uns, ob etwas Ähnliches wohl daselbst zu stande gebracht werden könnte? Die Antwort blieben wir uns schuldig!

Doch genug von den uns gebotenen theatralischen Genüssen, die wir auf den polierten Stahlplatten unseres Gedächtnisses gern für immer fixierten, genug von den Sehenswürdigkeiten Londons im engern Sinne; wir haben viel Merkwürdiges nicht besucht, weil man in Begleitung von Damen keine Hetzpartieen machen kann, weil wir uns fest vorgenommen hatten, uns vor Übersättigung zu schützen und keine Lust hatten, „Vergnügen auszustehen!"

Shopping, ein Spaziergang in Regent Street, eine Stunde in der Ausstellung und von 5—6½ Uhr eine Fahrt im Hyde-Park und ein Gang in Kensington-Gardens, damit verbrachten wir die letzten Tage unseres Londoner Aufenthalts. Shopping! Weißt Du denn, schöne Leserin, was es heißt, in London shopping gehen? Wenn Du es nicht weißt, so rate ich Dir, künftigen Mai mit Deinem Gatten, oder Deinem Vater, oder Deinem Bruder nach England zu reisen, recht viele Pfunde mitzunehmen, und ich bin überzeugt, Du wirst wegen des gegebenen guten Rates mein Andenken segnen. Wenn Du aber zufrieden bist und mir mit holdseligem Lächeln dankst, so kann ich den Zorn Deines Begleiters schon verschmerzen. Ist dieser aber mit Geld, vielem Gelde, und mit Geduld, vieler Geduld ausgerüstet, so ist die Sache auch

für ihn amüsant, denn er wird es dann ruhig mit ansehen, wie zwei elegante verkaufende Jünglinge ihn beschäftigen, während andere Dich, großgünstige Leserin, umschwärmen, Dir kostbare, geschmackvolle, unnütze und nützliche Dinge vorlegen, anpreisen und Dir verkaufen, trotz Deines Sträubens. Da hilft kein Widerstreben, Deine festesten Vorsätze werden über den Haufen geworfen, und wenn Du den Kampf siegreich bestanden glaubst, wenn Du Dich anschickst den Laden zu verlassen, so giebt der shopwalker (das ist ein stattlicher, sehr elegant gekleideter Mann, der inmitten des prächtigen Ladens unermüdlich auf- und abwandelt, die Herrschaften empfängt, ihnen Sessel reicht und die ganze Feierlichkeit leitet) einen Wink, und flugs eilt die Schar der geschäftigen Jünglinge mit ihren steifen weißen Halsbinden, gewöhnlich choakers oder Erwürger genannt, herbei, um Dir einen new article zu zeigen, von dem die Königin kaufte und von welchem nur noch ein Exemplar vorhanden ist. Glückselige, Du wirst die Besitzerin dieses einen Exemplars, da hilft kein Zwinkern der Augen Deines Gemahls, das offizielle Lächeln des shopwalkers gilt Dir in dem Augenblick mehr, als das Dräuen Deines Jupiters: wie Jenny Lind nun einmal singen muß — so mußt Du kaufen, es mag kosten, was es wolle! — Im Wagen seufzt Dein Gemahl, dieser Seufzer erneuert Deine Vorsätze und im nächsten Laden willst Du Dich ganz gewiß nicht verführen lassen. In demselben Augenblicke fährst Du an einem Magazin, in welchem schottische Stickereien und reizende Kinderanzüge zur Schau ausgestellt sind, vorüber; halt, rufst Du, da hinein muß

ich! Dein Gemahl faltet andächtig die Hände, er folgt Dir gelassenen Schrittes und in sein Schicksal still ergeben. Deine Vorsätze, geliebte Freundin, sind verschwunden, wie Spreu vor dem Winde. Mrs. Clarkes Schätze, Hallidays berühmte Façons entzücken und erinnern Dich zu gleicher Zeit an Deine heimgebliebenen Lieben, deren Du — mère de corbeau — während der langen Wochen Deines Londoner Aufenthaltes kaum gedachtest, nach denen Du keine Sehnsucht hattest! Was ist natürlicher, daß Du neben dem Notwendigen das Überflüssige auswählst, denn jetzt ist es ja das weiche Mutterherz, das seine Befriedigung verlangt. Welche Dame könnte aber außerdem wohl dem Ankaufe schottischer Stickereien widerstehen? Und wiederum weiter fährst Du — da kommt Hollmes Shawllager. Du läßt halten; der auf der Ausstellung viel bewunderte „Viktoria Shawl-Mantel" ist im Fenster zu sehen. Hinter den ungeheuren Spiegelscheiben nimmt er sich doppelt vornehm aus. Und wiederum trittst Du festen Vorsatzes ein, nichts, gar nichts zu kaufen. Das Sehen kostet ja nichts und ist so amüsant. Shawl für Shawl wird gemustert, der Viktoriamantel, dies Meisterwerk des Geschmacks, ein Shawl, gleich in der Form eines Mantels gewirkt, leicht und unendlich elegant, macht Dein Herz pochen. Schon um den Leuten in Paris und in Deutschland zu zeigen, daß auch London Geschmackvolles im Damenkostüme hervorbringen kann, sollte man ihn kaufen! Du bleibst aber standhaft, dagegen kann diesmal der Herr Gemahl, der bei Deinen Einkäufen von Kleinigkeiten oft die Stirn runzelte, den Lockungen nicht widerstehen. Natürlich,

indem er Deinen Wünschen zuvorzukommen scheint, erfüllt er eigentlich nur seine eigenen: Dich schön geschmückt, verehrt und bewundert einherschreiten zu sehen. Ehe Du Dich deshalb versiehst, ist auf einen Wink des unvermeidlichen Shopwalkers Deine schöne Gestalt mit dem Shawlmantel bedeckt (die Königin kaufte vier davon und kein anderer ist fertig), Psyches, um Dich von allen Seiten beschauen zu können, werden herbeigerückt, Dein Gatte, der die unausstehliche Gewohnheit hat, beim Kaufen stets das Schöne schön zu finden und deshalb nach Deiner Meinung immer zu teuer kauft, ist in Extase — und Du nicht unzufrieden!

Die Londoner Saison beginnt im Februar und endigt in der Regel Ende Juni, dies Jahr ausnahmsweise Ende Juli. Royalty, wie die Engländer sich auszudrücken pflegen, bildet natürlich den Mittelpunkt, um den sich alles dreht und von dem alles abhängt. Sobald Ihre Majestät „die Stadt" verläßt, das Parlament in ihrem Namen vertagt ist, stäubt die glänzendste Gesellschaft, welche die moderne Welt kennt, auseinander, und eilt entweder auf ihre prachtvollen Landsitze oder auf den Kontinent; letzteres geschieht in manchen Fällen wohl, um die Verwüstungen, welche die Saison in den Vermögensverhältnissen anzurichten pflegt, zu heilen. Wer den fashionablen Zirkeln angehört, reist an dem bestimmten Tage ab, sollten ihn aber Geschäfte zwingen, noch etwas länger in der Stadt zu verweilen, so reist er dennoch ostensiblerweise, die Fensterläden werden geschlossen, und er kehrt im Dunkeln in sein Palais zurück, um nicht gegen

die Gesetze des bon ton, deren Sklave er nun einmal ist, zu verstoßen. Wer kennt nicht die Anekdote, nach welcher ein junger Fashionable, als er hors de saison seinen Klub besuchte, und einem Freunde begegnete, ihn fragte: have you seen the other man? nämlich einen Dritten ihrer Art, der zurückgeblieben war; das übrige London mit seinen Millionen Einwohnern, in ihren Augen »nobodies«, existiert nicht für diese Exklusiven!

Unser Aufenthalt in London fiel leider in den Monat Juli, wo die Saison sich ihrem Ende naht, die Sonne die grünsamtne Decke der Parks bereits verbrannt hatte, der Staub nur mit Mühe durch die großen Wasserwagen mit ihren Riesenpferden unterdrückt werden konnte, und das frische Grün der Bäume schon eine tiefere Färbung anzunehmen begann.

Es sind vorzugsweise die Nachmittagsstunden von 5 bis 7 Uhr, in welchen Hyde-Park von der vornehmen Welt zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß besucht wird. Der große breite Reitweg, nach Kensington-Gardens führend, unter dem Namen »rotten row« bekannt, woselbst in der Regel eine königliche Musikbande zu spielen pflegt, ist dann das Rendezvous für tausende von Reitern und hunderte von Reiterinnen, während der Fahrweg von eleganten Britzkas, Chariots, Broughams, Kaleschen, Cabs u. s. w. wimmelt. Offener Phaetons, und wenn sie auch von Rosenholz mit vergoldeten Federn wären, würden sich nur »Snobs«, die nicht zu beurteilen vermögen, was fashionable ist, bedienen. En fait d'Equipages kann keine andere Stadt der Welt,

weder Wien noch Paris, mit London wetteifern. Bei einer Londoner Equipage ist alles vereinigt, Pracht, Eleganz, Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit, Pferde und Dienerschaft, alles ist in Harmonie. Prüft man den einzelnen Gegenstand, so ist da nichts Außerordentliches, nichts Blendendes zu entdecken, aber alles ist gediegen, im Einklange mit einander, so daß der Totaleindruck fesselnd ist. Die herrlichen lichtbraunen Pferde haben eine der Größe des Wagens entsprechende Höhe, die Wappen auf dem Geschirr sind weder allzu groß noch auf dem Wagen in bunten Farben, sondern Farbe in Farbe gemalt, und die inneren Verzierungen haben nichts Schreiendes. Dagegen sind die Livreen der Dienerschaft in der Regel sehr glänzend, die Flachsperrücke des wohlgenährten Kutschers und der Puder in den Haaren der beiden hinter dem Wagen sitzenden oder stehenden Lakaien darf nicht fehlen; alle drei tragen seidene Strümpfe und letztere noch obendrein unermeßlich lange spanische Röhre mit dicken goldenen Knöpfen, mit denen sie umzugehen und zu spielen verstehen, wie bei uns ein Tambourmajor. Stehen sie hinter dem Wagen, so wird die Spitze nach oben, der Knopf nach unten, der Stock aber diagonal gehalten; begleiten sie die Herrschaften zu Fuß, so ist der Knopf oben, und der Stock muß so angefaßt werden, daß zwei Drittel oberhalb der Hand bleiben.

In großen englischen Häusern sieht man auf eine zahlreiche und schöne männliche Dienerschaft, jeder hat sein bestimmtes Fach und wird dafür und für nichts anderes engagiert. Auf ein gutes Zeugnis kommt manchmal

weniger an, als auf die gehörige Größe und guten Wuchs; — das ist der beste Empfehlungsbrief. Der Steward, der mit dem Engagieren der Dienerschaften betraut wird, besitzt das Maß, das, wenn irgend möglich, sechs Fuß englisch übersteigen muß. Jeder Zoll über sechs Fuß wird besonders honoriert und steigt im Werte in der Art, wie im Whist acht Atout nicht mit zwei, sondern mit drei, neun mit fünf Points u. s. w. bezahlt zu werden pflegen. Es giebt Diener, welche nur Hausarbeit besorgen, andere, welche nur außerhalb des Hauses verwendet werden; der Haushofmeister trägt keine Livree, auf seine Figur wird keine Rücksicht genommen, bei ihm sind Ehrlichkeit und Einsicht die notwendigen Eigenschaften.

Dann giebt es Pagen, die nur der Dame vom Hause gehorchen, Silberdiener und Kammerdiener, die in schwarzen Unterkleidern und seidenen Strümpfen bei Tafel erscheinen und gewissermaßen die bei höchsten Herrschaften gebräuchlichen huissiers vertreten, denn sie rufen bei Diners und Routs den Namen der Ankommenden mit Stentorstimme in die Zimmer hinein. Die Zahl der Lakaien variiert nach dem Reichtum und Range der Herrschaften; sie sind in die Farben des Hauses gekleidet und betreten in den vornehmsten Häusern nicht die Zimmer, sondern besorgen nur die Hausarbeit, tragen das Essen ab und zu, machen die notwendigen Wege, begleiten den Wagen u. s. w.

Der Stall hat sein besonderes Personal unter dem Namen Kutscher, grooms und helpers, sie werden nie und bei keiner Gelegenheit im Hause verwendet. Die weibliche

Dienerschaft ist nicht minder zahlreich und teilt sich in die verschiedenen Geschäfte der Kinderstube (nursery), des Hauses und der Küche unter den Namen: nurse, upper and under housemaid, Kammerjungfer (ladies-maid), Ober- und Unterköchin. Die Vorsteherin der nursery wird Mistreß Wells, oder wie sie heißen mag, genannt, ebenso die ladies-maid, die Köchin schlechtweg Cook, die anderen bei einem beliebigen Vornamen. In vielen Familien ist es üblich, daß derselbe Name sich vererbt, ob auch die Person wechselt, was nach unsern Begriffen etwas Entwürdigendes hat.

Überhaupt wird der Lakai, weniger der Kutscher und der Groom, mit denen die Herrschaft schon eher vertraulich redet, mit einer gewissen Verachtung behandelt, die denn wiederum zur Folge hat, daß derselbe sich, wo er nur kann, an Untergebenen, Fremden, Handelsleuten u. s. w. durch arrogantes Benehmen rächt. Auf dem Kontinent mag es übrigens nur wenige Häuser in Paris, Wien und St. Petersburg geben, die auf ähnlichem Fuße wie die englischen Großen leben; in Residenzstädten zweiten Ranges, wie Berlin, München, Dresden u. s. w. hat man, Berlin und Hannover ausgenommen, kaum bei Hofe einen Begriff davon; bei Privatpersonen fehlen selbstverständlich die Mittel dazu.

Doch verweilen wir nicht allzulange bei diesen Einzelheiten, sondern kehren wir in den Hyde-Park zurück und bewundern die Reiterinnen nebst ihren prächtigen Pferden. Die Engländerinnen zeichnen sich bekanntlich durch einen stattlichen Wuchs, namentlich durch einen schwunghaften Ansatz des Halses, der schlank aus den Schultern empor-

schießt, schönes Haar, herrliche Zähne, weißen Teint, regelmäßige Züge und einen ziemlich ungraziösen Gang aus. Zu Pferde treten die Vorzüge um so mehr hervor, je weniger die Fehler bemerkbar sind, weshalb es denn auch keinen liebenswürdigeren Anblick giebt, als schöne Engländerinnen zu Pferde. Der Wuchs wird durch den knapp anschließenden Reitrock à la Louis XIV. gehoben, und die Formen treten scharf hervor; die anscheinend nachlässige und doch sichere Führung des edlen Pferdes (wahrscheinlich ein Nachkömmling von Flying Childers oder dem Godolphin Arabian, jenen Stammvätern der englischen Pferderacen), das kokette Spiel mit der reichverzierten Reitgerte, der schwarze oder graue Hut mit wehender Feder oder Schleier, die ruhige etwas vorübergebogene Haltung des schlanken Oberkörpers bilden im Kontraste mit den raschen Bewegungen des mutigen Pferdes, welches, stolz auf seine liebliche Last, dahin fliegt, ein Ganzes, das man für immer festhalten möchte. Man sieht diese anmutigen Amazonen in großen Gruppen, gleich aufgescheuchten Rehheerden, im raschen Galopp dahin eilen, in Begleitung alter und junger Herren und gefolgt von einem Heere Grooms, deren Pferde oft die ihrer Herrschaft an Schönheit übertreffen. Dann hält wiederum eine Schaar an dem den Reitweg vom Fahrweg trennenden eisernen Gitter, um mit Bekannten zu Wagen und zu Fuß zu plaudern — »and to flirt!«

Die Reiter hängen im allgemeinen nach echt englischer Manier auf ihren Pferden, es scheint, sie suchen etwas darin, dem Auge zu mißfallen, wenngleich sie nächst den Gauchos

in den Pampas von Buenos Ayres wohl die kühnsten Reiter der Welt genannt zu werden verdienen. Daß ausgezeichnete Pferde hier zu sehen sind, brauche ich wohl nicht zu versichern, doch bilde man sich nicht ein, daß diese herrlichen Tiere auch bedeutende Leistungen auf der Rennbahn oder der Jagd zeigen würden.

Wie die Engländer für alles einen bestimmten Wirkungskreis haben, so haben sie neben ihren Renn- und Jagdpferden ein oder ein Paar »Parkhorses«, von denen man nur Schönheit, Sicherheit und Eleganz erwartet, denn es fällt dort niemandem ein, durch Reiterkünste (wie der Graf Sandor im Prater zu Wien) Aufsehen erregen zu wollen. Doch ja, man zeigte uns zwei berüchtigte, aber sehr schöne Hetären, unter den Namen »the wild irish Girl and the fair American« bekannt, die ab und an versuchen sollen, durch kühnes Überspringen der eisernen Barriere die Eingeborenen in Erstaunen zu setzen.

Die heranwachsende Jugend, Mädchen wie Knaben, erscheinen schon in großer Anzahl auf allerliebsten Ponys, deren kleinste Sorte von den Shetlandsinseln kommt. Man darf wohl dreist behaupten, daß das frühzeitige Erlernen der edlen und ritterlichen Reitkunst viel zur Entwickelung des Selbstvertrauens und der Unabhängigkeit des englischen Charakters beiträgt.

Im Fahrwege hält und bewegt sich eine endlose Reihe von Karossen und Wagen aller Art. Eine besondere Vorliebe haben die Engländer, wohl mit durch die dabei vermiedene Abgabe, für kleine Phaetons mit Ponys

bespannt und wir finden dieselben auch im Park mit ein, zwei oder vier kleinen Pferdchen, je nach dem Geschmacke oder Eigensinn des Besitzers. — Weiter gegen Kensington-Gardens frappiert uns ein niedriges Wägelchen, in welchem zwei Damen eben Platz haben; die Bespannung besteht aus einer mageren Rosinante, welche von dem auf derselben sitzenden Postillon in verblichener grüner Sammetjacke gelenkt wird. Man sieht es der ganzen Equipage an, daß sie dem Geschlechte der »Snobs« angehört. Der Abwechselung wegen hält, Rad an Rad mit dem eben beschriebenen winzigen Wägelchen, eine hohe scharlachrot gemalte Mailcoach, von vier »thorough bred ones« gezogen. Oben ist dieselbe dicht mit jungen Herren bevölkert, von denen einer die edlen Rosse selbst lenkt und sicher dem »four in hand Club« angehört. Man muß den dem Engländer eigentümlichen Grad von Kaltblütigkeit besitzen, um durch die volkreichen Straßen Londons im raschen Trabe zu fahren, bei dem dort unermeßlichen Gewühl die nötige Ruhe zu behalten und von Unglück bewahrt zu bleiben.

Jener altmodige, hoch in den Federn hängende Glaskasten aus dem Anfange dieses Jahrhunderts gehört wahrscheinlich einer alten, durch Rang und Namen gleich ehrwürdigen »Duchess Dowager«, welche sich mit vornehmer Herablassung mit der, in einer dicht daneben haltenden, auf doppelten Federn ruhenden, überaus eleganten Britzka nachlässig hingestreckten, reizend schönen Frau unterhält. Beide Damen scheinen den faden Galanterieen eines am Wagenschlage zu Pferde haltenden, fast übertrieben jugendlich

gekleideten superannuated beau, der mit Farbe und Schminke der Natur nachgeholfen hat, wenig Gehör zu schenken. Jeden Augenblick entdeckten wir Neues und Interessantes und entrissen uns nur mit Mühe dem stets wechselnden Panorama, um, ehe der Tag scheidet, noch einen kurzen Besuch bei den Malern in Wasserfarben zu machen. —

Dieser Besuch in der Galerie der neuen Gesellschaft der Maler in Wasserfarben gewährte uns großes Vergnügen, da wir, mit den Leistungen deutscher, niederländischer und französischer Meister ziemlich vertraut, Vergleichungen anstellen konnten, die zu unserer Freude zu gunsten des Vaterlandes ausschlugen. Denn wie prächtig die Engländer auch die Farben zu behandeln verstehen, welche wunderbaren Effekte sie mit ihren verschiedenen Manieren hervorzubringen imstande sind: die Kunst artet oft in Künstelei aus, die Wahrheit geht verloren und die Zeichnung ist selten korrekt! Ausnahmen giebt es allerdings, Prout, Louis Haghe, Eduard Corbould, Hills und Robson sind bedeutende Künstler, deren Blätter immer einen großen Wert behalten werden, aber viele Mitglieder dieser Gesellschaft hatten es offenbar darauf abgesehen, durch die bunte Bemalung recht großer Pappendeckel das Auge zu bestechen und Käufer zu erhaschen. Das Urteil mag etwas hart sein, ganz ungerecht ist es gewiß nicht. In der Wahl der Gegenstände sind die Engländer nicht ungeschickt; die weiten Reisen, die hier Gewohnheit sind, liefern zu Landschaften die schönsten Entwürfe aus allen Ländern der Welt. Bedeutend sind ihre architektonischen Arbeiten, die Lichteffekte geben sie trefflich wieder und

behandeln die Staffage mit Geschick, sodaß ihnen selten eine große Wirkung abzusprechen ist. Auch viele Damen sind unter den Ausstellern, ihre Lieblingsgegenstände sind Blumen, der verkörperte Inhalt eines sentimentalen Verses, ein geliebter Schoßhund oder irgend ein heimliches Plätzchen in Richmond oder Hampton Court, — tout comme chez nous!

Als besonders geschmacklos erschien uns der Gedanke des Prinzen Albert, ein großes Aquarellgemälde, den Moment aus der Oper „Der Prophet", in welchem Fides ihren Sohn ableugnet, darstellend, für die Königin von Corbould anfertigen zu lassen. Das Bild war von bedeutender Größe, ganz wie ein Ölgemälde, ohne weißen Rand, eingerahmt und meisterhaft ausgeführt. Der Sekretär versicherte uns, der Prinz zahle dafür zweihundert Guineen! Soviel Aufwand von Kunst und Geld, um einen Theatercoup zu verherrlichen, verschwendet zu sehen, that uns leid! —

Bewundernswert war die Aufstellung der Gemälde, die Eleganz des Salons, der eigens dazu erbaut schien und seine Beleuchtung von oben erhielt. Welche bedeutenden Mittel müssen den Ausstellern zu gebote stehen, und welcher Teilnahme müssen sie sich erfreuen, daß sie für einen Nebenzweig der edlen Malerei so viel aufwenden können. Das ist weder in München noch in Düsseldorf, weder in Paris noch in Brüssel, wo doch der unvergleichliche Madou blüht, möglich! Freilich, wenn man den kahlköpfigen Sekretär, der in der Mitte des Saales sitzt, um Auskunft zu geben, nach den Preisen fragt, so vergeht einem armen deutschen Sammler Hören und Sehen, aber er gewinnt seine heimischen

Kunstschätze, die nicht den hundertsten Teil kosteten, und ihre Verfertiger desto lieber. Die Engländer sind darin närrisch. Von Aquarellen kaufen sie nur große Blätter, in welchen, gleichviel durch was für Mittel, bedeutende Effekte erzielt sind. So ein köstliches Blatt von Kauffmann mit all seinem naiven Leben oder eine geniale Zeichnung vom frommen Steinle wissen sie nicht zu würdigen, während ein paar bunte Guitarrspielerinnen von Fanny Corbeaux mit dreißig bis vierzig Pfund bezahlt werden.

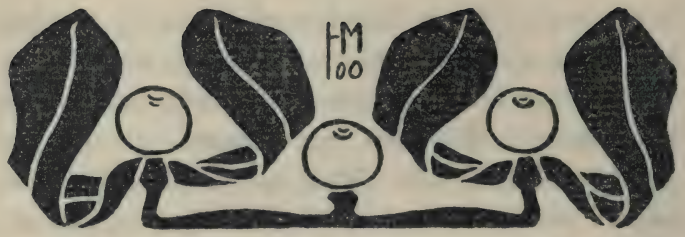
Eines Morgens erregte in einem Laden in Regent Street eine Kreidezeichnung des großen Tiermalers Sir Edwin Landseer, einen Katzenkopf in verjüngtem Maßstabe darstellend, aber mit dem vollen Namen des berühmten Künstlers bezeichnet, meine Aufmerksamkeit. Ich trat hinein und fragte nach dem Preise. — Achtzig Guineen war die Antwort!! — Ich dankte und trollte ab, obgleich man mir ein ganzes Portefolio von Zeichnungen, auch wenn ich nichts kaufen wollte, vorzulegen sich erbot.

Außer dem kurzen Besuche bei den Aquarellmalern pflegten wir die schönen Künste nur durch das Beschauen der Kunstwerke im Glaspalast. Denn leider gelang es uns nicht, die Erlaubnis zu erhalten, den Palast der Herzogin von Sutherland in Piccadilly, in welchem die von dem Marschall Soult erkauften berühmten Murillos, für welche ein eigner Anbau ausgeführt wurde, aufgestellt sind, zu sehen, ohne uns vorher einer Vorstellung in optima forma zu unterziehen. Dazu hatten wir, geradeaus gesagt, keine Lust, wenngleich wir gern diesen Palast bewundert hätten,

der selbst in London seinesgleichen suchen soll, und in welchem die Herzogin ihre gewöhnlichen Routs auf den Treppen abhält, ohne die großen Appartements zu öffnen. Treppen und Vorhallen sind freilich aus karrarischem Marmor, mit prachtvollen Teppichen bedeckt und mit exotischen Gewächsen, Springbrunnen, Statuen, hohen Spiegeln und tausenden von Kerzen geschmückt, auch soll sich das »Flirting« auf den Marmorstufen, wo sich die Jugend zu lagern pflegt, köstlich ausnehmen und von den Ballustraden der Galerien einen interessanten Anblick gewähren, aber es bleiben denn doch immer die Treppen und Vorhallen!

Da uns zum Besuchen der Nationalgalerien und sonstigen Kunstschätze wie gesagt der Mut fehlte, so begnügten wir uns denn in Gottes Namen mit dem Glaspalast und fanden auch da viel Herrliches. Manches schöne Kunstwerk, in den Privatbesitz übergegangen und dem großen Publikum unzugänglich, wird jetzt erst ins rechte Licht gestellt, wie z. B. die berühmte Statue „die griechische Sklavin", von dem Amerikaner Hiram Powor in Florenz gearbeitet. Von ihrer Existenz wußten wir alle, aber keiner hatte sie gesehen; jetzt durften wir sie tagtäglich bewundern und konnten sogar kleine Abgüsse davon zur Erinnerung in die Heimat bringen. Die sehr schön und kunstvoll gearbeiteten mailändischen Statuen mit einem Schleier, durch welchen die Gesichtszüge schimmern, wurden viel bewundert, uns wollte das mehr als Künstelei denn wahre Kunst erscheinen. Dagegen hatten wir viele Freude an dem kolossalen

Löwen von Müller in München, an der Loreley von dem talentvollen Hannoveraner Engelhardt, der, wie ich höre, auf diese liebliche Statue auch drei Aufträge erhalten hat, den beiden Hundegruppen von Lechesne, die ihn den größten Meistern aller Zeiten zur Seite stellen, und hundert Kunstwerken anderer Art, die ich unmöglich alle herzählen kann. —



Die Anstrengungen, deren wir uns unterzogen, um die vielen Sehenswürdigkeiten neben dem Glaspalaste zu bewältigen, hatten gottlob keine nachteiligen Folgen für meine Reisegefährtin, die mit liebenswerter Bereitwilligkeit und unermüdlicher Teilnahme sich den fesselnden Eindrücken der großen Weltstadt hingab. Gemäldegalerien, Sammlungen von Altertümern, ausgestopften Tieren und Mammutsknochen gaben wir von Hause aus auf, begnügten uns mit einem flüchtigen Besuche des Tunnels und des Towers, ohne ins Innere des letzteren dringen zu wollen, wandelten mit heiliger Scheu durch Westminster-Abtei, ließen uns durch das House of Lords führen (gedachten dabei der Frankfurter Paulskirche, fanden hier aber, Gott sei gedankt, keine Sitze eines gemordeten Lichnowsky, von denen Stücke zur Erinnerung abzuschneiden wären), verweilten einen kurzen Augenblick in der Börse und eilten dann mit der, durch gewichtige Konnexionen, des großen Andrangs wegen, nicht ohne Mühe erhaltenen „Ordre eines Direktors",

in die Bank von England, dieses mächtigste und reichste kommerzielle Institut, welches die erschaffene Welt jemals sah.

Da auf der Ordre „an die Thürsteher der Bank von England", wie sie lautet, Zeit und Stunde unseres Besuches genau bemerkt war, so wartete schon ein Diener unserer; wir wurden in ein kleines mit Zeitungen versehenes Gemach geführt, mußten dort einige Momente verweilen, dann erschien ein Herr, der sich erkundigte, in welcher Sprache wir einen Führer verlangten, und als wir uns mit der englischen vertraut erklärten, uns sogleich einlud, ihm zu folgen.

Ich will unsern Lesern die allerdings belehrende Beschreibung erlassen und nur ganz kurz bemerken, daß die Bank alles im Gebäude selbst anfertigen läßt, was sie gebraucht.

Die Dampfmaschine, welche die Maschinerie in Bewegung setzt, wird im Gebäude repariert, die Bank hat ihren eigenen Drucker, Graveur, Buchbinder, Papierfabrikanten, kurz, es ist eine Welt im kleinen, die wir mit Interesse kennen lernten und nur bedauerten, daß wir das bekannte Packet mit einigen Millionen Pfund Sterling in Banknoten, welches jedem Besuchenden zum Schlusse als Kuriosum in die Hand gegeben wird, nicht mit uns nehmen konnten. Wen es interessieren möchte, die lehrreiche Geschichte der Bank von England kennen zu lernen, dem empfehle ich das merkwürdige und interessante Buch »the Bank of England by Francis«, ein Buch, welches jede gebildete Dame mit dem größten Interesse lesen wird, so voll wunderbarer, zuweilen sogar romantischer Geschichten ist dasselbe. Da lesen wir z. B. von einem Bankier Henry

Fauntleroy, der in einer Reihe von Jahren die Bank allmählich um die Kleinigkeit von 360 000 Pfund Sterling bestiehlt und jeden Abend seine Bücher — er, der Banquerotteur — so geschickt fälscht, daß selbst seine Associes von ihrer Lage nichts ahnen!! Bei seiner Verhaftung ward in seinem Privatzimmer ein kleiner Kasten entdeckt, der ein genaues Verzeichnis aller Betrügereien, welche er gemacht hatte, enthielt und zugleich die Worte: „Die Bank hat unsere Wechsel verworfen und dadurch unsern Kredit zuerst untergraben. Die Bank soll dafür büßen!" Die Größe des Verbrechens machte den Verbrecher interessant, man redete seiner Zeit von nichts anderem. Die Zeitungen waren voll von Anekdoten. Man besprach sein vergangenes Leben, sein Porträt war in allen Fenstern (gerade wie bei Kossuth), seine Person wurde beschrieben (gerade wie bei Kossuth), die Art und Weise, wie er seinen Hut trug, ward Mode (gerade wie bei Kossuth). — Wie man sieht, es giebt nichts neues unter der Sonne! Ein englischer Fälscher und ein ungarischer Revolutionär sind beide imstande, den ehrlichen John Bull in Tritt zu versetzen, wenn der Betrug nur recht bedeutend ist, und die Revolution recht viel Unglück herbeigeführt hat. —

Wir lesen ferner von einem Bankschreiber Burgess, der mit 8000 Pfund Sterling nach Amerika durchgeht, von dem bekannten englischen Offizianten Forrester aber eingeholt und in Boston durch seine Aufsehen erregende Vorliebe für ein neues Getränk — Rosinen in brennendem Champagner — entdeckt wird. Der wunderbarste und

romantiſchſte Spitzbube wird uns aber in der Perſon von Charles Price vorgeführt, der, von Hauſe aus Schauſpieler, große Summen gefälſchter Noten unter vielerlei Verkleidungen in Zirkulation ſetzte. Seine Geliebte war ſein einziger Vertrauter, er lernte gravieren, bis er ein Meiſter in der Kunſt war, er machte ſeine Tinte ſelbſt, er fabrizierte ſein eigenes Papier und fälſchte die Unterſchriften der Kaſſierer auf das Täuſchendſte. — Seinem Schickſale konnte er aber dennoch nicht entgehen. — He was hanged by the neck, till he was dead! —

Noch einer Betrügerei muß ich gedenken, welche im Oktober 1841 ans Tageslicht gezogen wurde, und bei welcher ein Beamter, Henry Beaumont Smith, innerhalb fünf Jahre falſche Schatzkammerwechſel bis zum Betrage von acht mal hunderttauſend Pfund Sterling in das Publikum brachte und dafür nebſt ſeinen Helfershelfern, zwei Italienern, lebenslänglich transportiert wurde. Welchen Umfang aber ein Inſtitut haben muß, welches trotz ſo enormer Verluſte gedeihen und ſich des allgemeinen Zutrauens erfreuen kann, lernt man aus ſolchen Thatſachen mit Erſtaunen kennen.

Dieſe furchtbaren Unfälle veranlaßten eine vollkommene Umwälzung der inneren Einrichtungen der Bank von England, und einem dreiundzwanzigjährigen Jüngling (dreiundzwanzig Jahre und noch nichts für die Unſterblichkeit gethan?), einem Herrn Smee, war es vorbehalten, die Pläne einzureichen, nach welchen künftig gearbeitet werden ſollte. Trotz des Widerſtandes der alten Bankſchreiber nahm der Gouverneur die

Pläne auf; sie wurden theoretisch und praktisch geprüft und bilden jetzt das Fundament der Rechnungen und Bilanzen. Letztere werden natürlich täglich gezogen, und die Beamten verlassen die Bank nicht eher, als bis sie stimmen. Eine ähnliche Kontrolle ist für die Nationalschuld eingeführt, und mit etwas Großartigerem als derselben und ihren 600 000 Inhabern, die also jeder eine Konto besitzen, kann man wohl auf der Welt nichts zu schaffen haben. —

Von der Bank ging's nach der Kathedrale von St. Paul, deren Baustil uns unser freundlicher Begleiter, der eine große Vorliebe für alles, was englisch ist, besitzt, besonders anpries. Wenn die architektonischen Kenntnisse unseres Freundes nun eben keine Bewunderung erregten, so waren wir ihm desto dankbarer für seine Einführung bei einem Pastetenbäcker, der wirklich mehr leistete als seine Kollegen im Westend, und bei dem wir zur Stärkung nach überstandenen Besichtigungsleiden eine Anzahl vorzüglicher Erdbeerentorten vertilgten. —

Bei der Rückkehr ins Westend mußten wir mit wenigen Ausnahmen Schritt fahren; im offenen Wagen keine Unannehmlichkeit, wenn man Gelegenheit hat, wie hier zu gaffen und zu staunen. Wagen an Wagen jeder Gattung bewegten sich fast eine Stunde weit, in ruhigem Schritte, in vierfacher Reihe die breiten Straßen entlang. Ab und zu entstand eine kleine Öffnung, welche unser geschickter Kutscher sogleich zu benutzen verstand, um voran zu dringen. Die Ruhe und Sicherheit, das Augenmaß und die strenge Aufrechthaltung aller polizeilichen Vorschriften

ist dabei gleich merkwürdig. Wir zählten auf unserem Wege an 80 nach der City bestimmte Omnibus, und alle waren besetzt; wir hörten bei dieser Gelegenheit einige kuriose Details über diese interessanten Fuhrwerke. Die Zahl derselben soll drei- bis viertausend übersteigen, was um so glaubhafter erscheint, als für den Gebrauch der Besucher der Ausstellung allein tausend Omnibusse neu erbaut und in die Fahrt gesetzt wurden. Die Länge einer Omnibus-Linie ist in der Regel zehn englische Meilen; zu jedem Omnibus gehören neun Paar Pferde, acht Paar in regelmäßigem Gebrauch und ein Paar für Notfälle in Reserve. Jedes Paar Pferde macht innerhalb 12 Stunden den Weg einmal hin und einmal her und genießt dann 12 Stunden ununterbrochene Ruhe. Deshalb ist die Bespannung auch in der Regel vorzüglich imstande, obgleich die Arbeit sehr schwer ist, denn ein solcher Omnibus enthält oft innen und außen an 25 Personen; wo Platz ist, geht es im schärfsten Trabe, ja oft im Galopp, dazu kommt das fortwährende kurze Anhalten, welches allein hinreicht, die Pferde zu ruinieren. Der oben auf dem Omnibus, der Länge nach angebrachte Sitz, heißt das Lebensbrett, denn schlägt der Omnibus um oder bricht eine Axe, was doch auch geschehen kann, so sind die dort Sitzenden der größten Gefahr ausgesetzt. Dem ungeachtet ist der Platz stets voll von Menschen, die die Gefahr nicht achten und auch wissen, daß Kutscher und Kondukteur, wenn ein Unglück passiert, strenge bestraft, und die Besitzer der Omnibusse in große Geldbußen verurteilt werden.

Es giebt übrigens kaum leichtsinnigeres Volk als eben diese Kutscher und Kondukteure, die aus allen Klassen der menschlichen Gesellschaft zusammengesetzt sind. Unser Londoner Freund erzählte uns, als er einst in die City gefahren sei, habe der Kondukteur ihn gefragt: »Don't You know me?«, und als er erstaunt nein geantwortet, hinzugesetzt, er sei 1848 vor der Krisis ein großer Theehändler in der City gewesen und habe mehrere bedeutende Geschäfte mit unserm Freunde gemacht! — das ist der Lauf der Welt. — Beiläufig wollen wir noch erwähnen, daß es im Jahre 1849 in Großbritannien 95542 zwei- und vierrädrige Wagen gab (worunter 4162 Mietwagen), welche den Einwohnern eine jährliche Ausgabe von 9554200 Pfund Sterling verursachten.

Auf unserem Wege bemerkten wir an den Straßenecken oft einen Zusammenlauf von Menschen, die dort einen freien Moment abwarteten, um die Wagenreihe zu durchbrechen und über den Weg zu schlüpfen. In der Regel stand an allen Querstraßen ein Konstabler, der von Zeit zu Zeit den Wagenreihen Halt gebot, zwei furchtsamen Damen oder Kindern den Arm gab, sie hinüberführte und nicht eher weiter fahren ließ, als bis sämtliche Passanten die andere Seite des Weges erreicht hatten. Uns Kontinentalbewohner erfüllte das humane Betragen der Polizei mit Achtung und Bewunderung. Dies Institut, von dem großen Sir Robert Peel gegründet, weshalb man auch die Konstabler Peeliten oder scherzweise, wegen ihrer blauen Uniform, blue bottles (Kornblumen) zu nennen

pflegt, erfreut sich der allgemeinen Billigung des Publikums, welches, selbst Achtung vor dem Gesetz habend, den Dienern desselben in vielen Fällen hilfreiche Hand zu leisten bereit ist.

London besitzt verhältnismäßig weniger Paläste, als andere Residenzstädte, dagegen giebt es ganze Quartiere, in denen der hohe Adel seine Wohnungen (mansions) hat, welche übrigens fast durchweg nach einem Muster gebaut sind und mit einigen Ausnahmen dieselbe Einrichtung besitzen, wie die Wohnungen der Kaufleute und Geschäftsmänner. Das Wohnzimmer, »drawingroom«, ist im ersten Stock und zieht sich über die ganze gewöhnlich aus drei, in Belgrave square oder Portman square, ausnahmsweise auch aus fünf und mehr Fach Fenstern bestehende Front des Hauses. Das Speisezimmer ist stets im Rez de Chaussée, ebenfalls das Sprechzimmer für Fremde, parlour genannt; die Schlafzimmer allemal im zweiten Stock, weil die Ausdünstungen des Erdbodens dort nicht so nachteilig wirken sollen, wie in den untern Stockwerken. Ein englischer Architekt berücksichtigt bei dem Bau eines Hauses alle Verhältnisse, ja — das erscheint uns Deutschen fast unglaublich — er sorgt dafür, daß die Dienerschaft gehörige Räumlichkeiten zum Schlafen, Speisen u. s. w. erhält. Englische Domestiken, von denen ich schon an einer andern Stelle gesprochen habe, machen gewöhnlich große Ansprüche, sie leben besser, wie in kleinern deutschen Städten wohlhabende, unabhängige Familien, und würden es sich schwerlich gefallen lassen, in dumpfen sogenannten Bettschränken (ein widerwärtiger Gebrauch) in der Küche kampieren zu müssen. Es sind

Fälle vorgekommen, daß englische Diener ihre Stelle wechselten, weil im dritten Stock auf den Treppen, welche zu ihren Schlafzimmern führten, keine Fußdecken lagen. —

In allen den Quartieren, welche von den Wohlhabenden bewohnt sind, herrscht eine wohlthuende Ruhe, die bei dem Geräusch und Gewühl der mächtigen Stadt fast Bedürfnis ist. Deshalb sind auch dort alle Läden, alle Geschäftslokale verbannt, und selbst die Equipagen der Bewohner sind von den Häusern in eigenen Gehägen, »mews« genannt, getrennt untergebracht.

Die schönsten Privatgebäude sind wohl ohne Ausnahme die Klubhäuser. Der Reform-Klub, welcher von dem Architekten der Parlamentshäuser, Bury, erbaut ward, früher der am prachtvollsten eingerichtete und best organisierte Klub, ist jetzt durch den Conservativ-Klub und durch den Naval- und Military-Klub gänzlich in den Schatten gestellt worden. Ich bin kein Freund, Beschreibungen von Palästen zu machen, die sich in ihrer modernen Pracht mehr oder minder alle gleichen, aber um einen Maßstab für die Beurteilung zu geben, will ich anführen, daß in den drei genannten Klubs sämtliche zur Dekoration der Drawing-rooms verwendeten Stoffe nach den Zeichnungen der Architekten eigens angefertigt wurden, die Fabrikanten aber die Verpflichtung eingehen mußten, nie und unter keiner Bedingung dasselbe Muster wieder herzustellen. Auf solche Verpflichtungen englischer Fabrikanten ist aber etwas zu geben, da sie Wort zu halten pflegen und ihre Kunden nicht, wie die deutschen, durch kleinliche Übervorteilungen in der Masse und Qualität verscheuchen. —

Die Eintrittsgelder und jährlichen Beiträge schwanken zwischen zehn und fünfundzwanzig Guineen; die Anzahl der Mitglieder steigt bei einigen weit über tausend. Mit solchen Mitteln und englischem praktischen Verstande, der jede Knauserei ausschließt und von Hause aus etwas Tüchtiges zu leisten bestrebt ist, werden denn auch Etablissements hergestellt, welche ihresgleichen in der Welt suchen. Die Annehmlichkeiten eines Londoner Klubs sind so groß, daß sie die Ehelosigkeit unter den höhern Ständen, namentlich bei den jüngeren Söhnen, vermehren und der Schrecken aller Mütter von verheiratbaren Töchtern sind. Im Travellers-Klub wird stark und hoch Whist gespielt, ob in den andern Klubs gleichfalls, ist mir unbekannt. Die Klubgesetze sind strenge, und da sie den Fremden sozusagen ausschließen, erscheinen sie uns Deutschen, die wir in unserer Gutmütigkeit dem Fremden den Besuch unserer kleinen, unter dem Namen Kasino, Harmonie, Liebe und Freundschaft und andern philiströsen Titeln bestehenden, Gesellschaften unlimitiert gestatten, und dadurch nur zu oft Schwindlern oder falschen Spielern Thor und Thür öffnen, sehr egoistisch. In London gelten andere und strengere Gesetze: Fremden ist, mit einigen Ausnahmen, der Besuch nur in Begleitung eines Mitgliedes gestattet, und wo gespielt wird, ist der Einführende für alle Schulden des Fremden verpflichtet, was um so notwendiger ist, da nie mit barem Gelde, sondern mit Marken, welche vom Sekretär des Klubs verabfolgt und eingelöst werden, bezahlt wird. —

Ein Klub, bekannt und berüchtigt, ist seit dem Tode des Unternehmers eingegangen. Es war dies Crockfords in St. James Street. Die herrlichen Lokalitäten werden jetzt zu Bällen, Gesellschaften, Versammlungen benutzt. Crockford war ein Fischhändler, der sich durch Schlauheit im Wetten ein großes Vermögen erwarb und dann ein Spielhaus für vornehme Wüstlinge und Verschwender unter dem Namen eines Klubs einrichtete. Da rasselten von 8 Uhr an die Würfel, da ward das Roulett mit rastlosem Eifer gedreht und entschied oft über das Glück oder Unglück ganzer Familien. Junge Edelleute verspielten hier Hab und Gut, ja, sie diskontierten die Zukunft, indem sie sogenannte »post obit«-Obligationen, zahlbar nach dem Tode des Vaters oder Oheims, dessen unvermeidlicher Erbe sie waren, ausstellten, und verließen St. James Street oft als Bettler, um etwa in Australien oder Ostindien ihre Thorheit zu beweinen. Um Mitternacht ward allemal ein fürstliches Mahl auf Kosten des Unternehmers serviert; Ausländer konnten nur durch ihre Gesandten eingeführt werden, was aber um so seltener geschah, als die Mitglieder auch hier für die Handlungen ihrer Gäste verantwortlich waren. Mit Crockfords Tode ging der Klub zum Wohle des jungen Adels, der allerdings auf den Rennbahnen noch Gelegenheit genug hat, sich zu ruinieren, ein, und die Söhne des Unternehmers leben von den Zinsen des mit Fluch und Thränen belasteten väterlichen Vermögens. —

Man verzeihe es, wenn wir auf die Erwähnung dieser, für die höchsten Stände eingerichteten Anstalten unmittelbar

diejenige der in England, und zwar zuerst in Liverpool, eingeführten öffentlichen Wasch- und Badehäuser für die ärmeren Klassen der menschlichen Gesellschaft folgen lassen und daran den herzlichen Wunsch knüpfen, dergleichen wohlthätige Einrichtungen auch baldigst in den großen Städten unseres Vaterlandes eingeführt zu sehen. In England geht der königliche Gemahl, Prinz Albert, mit edlem Beispiele voran. Er beschäftigt sich unablässig mit dem Wohle der arbeitenden Klassen, wovon die auf seine Kosten, dem Ausstellungsgebäude gerade gegenüber ausgeführten Modelle von Wohnhäusern, bei denen die durch Verwendung von hohlen Ziegeln hervorgebrachte bessere Lüftung mir das Bemerkenswerteste schien, das beste Zeugnis ablegen. —

Eine Wasch- und Badeanstalt der bezeichneten Art begreift (nach der Beschreibung eines ausgezeichneten Ingenieurs) zwei getrennte Anlagen, nämlich eine zum Reinigen der Wäsche und eine zum Baden der Personen. Erstere ist ausschließlich für das weibliche Geschlecht bestimmt, letztere für beide Geschlechter, für welche jedoch die Einrichtungen gänzlich getrennt sind.

In der Waschanstalt erhält jede Frau, welche die Wäsche ihres Hauses reinigen will, einen getrennten Stand mit festen Waschkübeln, über denen sich drei Hähne befinden für Kaltwasser, Warmwasser und Dampf, sodaß sie ihre Wäsche einweichen und in beliebiger Wärme waschen kann; wenn sie selbige in dem Seifenwasser eine zeitlang kochen will, leitet sie den Dampf hinein. Hat sie das Zeug gewaschen, dann wringt sie es nicht mit den Händen aus,

sondern bringt es zur Maschine, legt es dort in einen durchlöcherten Kasten, der in einem anderen dichten Kasten mittelst mechanischer Einrichtungen so schnell herumgedreht wird, daß dadurch in wenigen Minuten alles Wasser als feiner Staubregen herausgeschleudert wird. Darauf hängt sie die noch feuchte Wäsche über ein Gestelle, aus Querstäben bestehend, und schiebt dasselbe in die mittelst Dampfröhren stark geheizte Trockenkammer. Nach 15 bis 30 Minuten, je nach Art der Wäsche, kann das Gestell mit dem getrockneten Zeuge herausgenommen werden, und dasselbe wird nun zur Mangel oder zum Plättisch gebracht, wo die Frau ihren eigenen Stand erhält mit einem Plätteisen und die Benutzung der Heizplatte für dasselbe. Nach der Plättung verläßt sie das Waschhaus und bezahlt am Ausgange, bei Abgabe ihrer Marke, nach Maßgabe der Zeit, während welcher sie im ganzen die Anstalt benutzte. Die ganze Wäsche für einen kleinen Hausstand kann in einer Stunde, höchstens aber innerhalb zweier Stunden beschafft werden. Für die Stunde bezahlt sie einen Penny (Schilling hamburger Courant), bleibt sie aber länger als zwei Stunden, dann für jede halbe Stunde einen Penny.

In der Badeanstalt erhält jeder Besuchende ein eigenes Kabinet mit Wanne, Tisch, Stuhl und Spiegel, sowie ein Handtuch. In der ersten Klasse ist dieselbe Einrichtung, jedoch etwas feiner, auch giebt es zwei Handtücher. Die Wannen sind jede mit einem Kaltwasser- und einem Warmwasserhahne versehen. Aus allen Waschkübeln und Badewannen wird das unreine Wasser mittelst Abflußhähnen

unmittelbar in die Siele abgelassen. Das ganze Haus wird mit Gas erleuchtet und durch Dampfröhren erwärmt. Aller Dampf und Dunst, welcher bekanntlich in solchen Anstalten in reichlichem Maße erzeugt wird, zieht durch große Lüftungszüge nach dem Schachte, welcher den hohen Schornstein umgiebt und durch den alles rasch abgeführt wird.

Von der schrecklichen Londoner Armut spürten wir in den Straßen und den Quartieren, in denen wir uns bewegten, wenig. Frechen Bettlern, Krüppeln oder ekelhaften Kranken, obgleich es nicht daran mangeln wird, begegneten wir nirgends. Arme Teufel, welche die Straßen kehrten, Wagen öffneten oder für ein Geldstück zu sonst irgend einer Dienstleistung bereit waren; Kerle, die alle Taschen und Hände voll Hunde gepackt hatten und damit zu handeln schienen; alte Weiber, denen die drückende Armut auf der Stirn geschrieben stand; kleine Familien von Bettelkindern, die mit stummem Blicke um Mitleid flehten und durch ein paar Pence überglücklich gemacht werden konnten, sahen wir allerdings oft genug. Aber die Bewohner von St. Giles, jener übelberüchtigten Gegend, wo das Elend haust und sich mit dem Verbrechen paart, schienen die vermehrte Bewachung der Straßen zu scheuen und sich in ihre Schlupfwinkel verkrochen zu haben. Da hat die innere Mission ein reiches Feld, und gewiß, der Acker wird auch dort tausendfältige Früchte tragen! —

Den Schlußstein unserer Londoner Festtage bildete der Besuch einer Blumenausstellung der Horticultural Society. Leider war das Wetter ungünstig; die Sonne drang mit ihren Strahlen nicht durch die grauen Wolkenmassen, welche einen feinen Regen entsendeten und die durchgehends makadamisierten Straßen in eine weiche Kotmasse verwandelten, sodaß an allen Übergängen die armen Burschen, welche dieselben rein halten, indem sie, den Besen in der Hand, in geschäftiger Höflichkeit vor den Passanten herlaufen und den Weg kehren, vollauf zu thun hatten und reichliche Pence ernteten. Man hat es schon erlebt, daß solche Straßenkehrer ein nach unsern Begriffen ansehnliches Vermögen hinterließen, und erst im Laufe dieses Jahres meldeten die Zeitungen, daß ein Sweeper seine wenigen ersparten 100 Pfunde Ihrer Majestät der Königin vermacht habe. So offenbart sich hier die Anhänglichkeit an die Monarchin aller Orten und unter allen Ständen.

Unser Weg nach Chiswick, woselbst die Ausstellung in den schönen Gärten der Gesellschaft, in Verbindung mit einem daran stoßenden prachtvollen Landsitze des Herzogs von Devonshire, dem berühmten Patron der edlen Gartenkunst, veranstaltet war, führte uns durch Hydepark am Krystallpalast vorüber. Da es Sonnabend und ein Fünfshillingstag war, machten wir halt, um einige Merkwürdigkeiten mit mehr Bequemlichkeit, als oft an anderen Tagen möglich, zu betrachten. Das schlechte Wetter hatte, im Verein mit dem höhern Entree, einen ungewöhnlichen Einfluß auf den Besuch ausgeübt.

Am Mittwoch hatten 72 000 Menschen im Gebäude Platz genommen; bis dahin die höchste Zahl, welche an einem Tage erschienen war, heute fiel die Zahl auf 9000, sodaß wir die ungeheuren Räume verhältnismäßig leer fanden und ohne Aufenthalt zu den französischen und englischen Silberarbeiten, deren Besichtigung wir uns vorgesetzt hatten, vordringen konnten. — Kostbares Silbergeschirr ist in England und Frankreich weit mehr im Gebrauch, als bei uns Deutschen; was dort als Notwendigkeit gilt, erscheint bei uns schon als Luxus. Auch geben, namentlich in England, die Preise, welche von Korporationen, Städten und Privatpersonen bei den Pferderennen ausgesetzt werden, und die fast immer in einem prachtvollen Pokal oder in einer kunstvoll gearbeiteten Gruppe bestehen, den Goldschmieden Gelegenheit, ihre Kunst an viel würdigeren Vorwürfen auszuüben, als bei uns zu Lande.

Die von den beiden Metropolen ausgestellten Gegenstände überragen denn auch alles, was von Berlin, Wien, St. Petersburg und Mailand eingesandt worden ist, wenngleich der Unparteilichkeit wegen erwähnt werden muß, daß Hanau für ein kunstvoll gearbeitetes Schachspiel, Berlin wegen des auf Befehl des Königs bei Gelegenheit der Taufe des Prinzen von Wales angefertigten Schildes, und Hamburg auf Veranlassung eines schön gearbeiteten silbernen Tintenfasses, Preismedaillen erhielten. Am hervorragendsten sind die Arbeiten von Hunt und Roskell aus London und Odiot aus Paris. Wir bemerken zur Belehrung unserer Leser, daß auf Verlangen dieselben Gegenstände auch plattiert in weißem Metall, einer Mischung von Neusilber und Zink, hergestellt werden. Dies ist aber um deshalb nicht immer anzuraten, weil bei wahrhaften Kunstwerken, wie es diese Gruppen, Tischaufsätze in der That sind, der Wert der Arbeit den des Materials ungemein übersteigt. — Die Preise des englischen Silbers sind sehr hoch, und werden noch dadurch erhöht, daß nur 14lötiges Silber verarbeitet werden darf, während man in Deutschland 12lötiges Silber zu nehmen pflegt, welches dafür auch in der Regel einen bleiartigen Glanz und ein duffes Ansehen annimmt. — Die Wahl zwischen den französischen und englischen Kunstwerken ward uns schwer, neigte sich aber doch den ersteren zu, da uns die Zeichnung im allgemeinen richtiger und weniger schwerfällig erschien.

Der Zufall führte uns beim Fortgehen an einem unscheinbaren Gegenstande vorüber. Ein einfacher Gold-

rahmen zeigte unter Glas ein Blatt rotes Löschpapier mit vielen Strichen und, wie es uns schien, einigen Tintenklecksen verziert. Beim genauen Betrachten entdeckten wir aber, daß dies unbedeutende Blatt den ersten Entwurf zu dem stolzen Bau, in welchem wir uns augenblicklich befanden, wie er von Paxton bei einer Eisenbahnsitzung aufgezeichnet und, mit alleiniger Ausnahme der Hinzufügung des gewölbten Transeptes, in der That ausgeführt wurde. —

Es ist schon so viel über den Glaspalast gesprochen, geschrieben worden, daß es anmaßend wäre, noch viel hinzufügen zu wollen; aber manchem ungerechten Urteil und manchem kleinlichen Tadel, dem es anzumerken ist, daß er aus niedriger Gesinnung entstanden, möchte ich entgegen treten. Es ist wahr, schön, im eigentlichen Sinne des Wortes, ist das Gebäude weder äußerlich noch, mit Ausnahme des Transeptes, innerlich; aber großartig ist die Idee, ist die Ausführung desselben, und was mir das Wichtigste erscheint: der Krystallpalast hat seinen Zweck vollkommen erfüllt! — Giebt es aber für ein irdisches Machwerk, oder für den Erbauer desselben einen schönern, erhabenern Ruhm? Wer von uns Staubgebornen vermag so viel von seinen Werken, seinen Handlungen zu sagen, wer von uns ist dreist genug, hinzutreten und zu behaupten, er habe seiner Bestimmung genügt — und dennoch Neid und Mißgunst, Scheelsucht und unbegründeter Tadel?! —

Das Wetter hatte sich inzwischen nicht gebessert, und der feine durchdringende Regen zwang uns, den Wagen dicht schließen zu lassen. Unsere Entreebillets trugen die

Nummern 22 000, und da ein jedes fünf Shillinge kostete, wir dieselben aber schon vor einigen Tagen zugesandt erhielten, so kann man berechnen, welche erstaunliche Einnahme und welche außerordentlichen Mittel in diesem Lande den Gesellschaften und Unternehmern aller Art zu Gebote stehen, sobald sie den ernsten Verfolg irgend eines Zweiges der Wissenschaften zum Zwecke haben. Kaum hatten wir Hydepark verlassen, so wurden wir in eine Phalanx von Wagen eingeklammert und bewegten uns nur gemessenen Schrittes weiter; ab und an sahen wir freilich lange Reihen stolzer Karossen, Cabs, Phaëtons, Omnibus und Stagecoaches im raschen Trabe rechts oder links an uns vorüber eilen, wir mußten aber oft anhalten und kamen nicht von der Stelle.

So ging das Treiben wohl eine Stunde weit, die Zeit verging uns unter heiteren Gesprächen, endlich aber ward unsere Aufmerksamkeit rege. Wir fuhren Schritt für Schritt weiter, hielten oftmals an, während alles an uns vorbei jagte; der Bediente hatte seinen Sitz auf dem Bocke verlassen, marschierte neben dem Handpferde, und für alle Wagen, alle Fußgänger, die an uns vorübereilten, schienen wir den point de mire zu bilden! Eine bei unserm Kutscher eingezogene Erkundigung belehrte uns, daß wir, glaubend langsam in einer Wagenreihe fahren zu müssen, fast allein mitten auf der Landstraße still hielten, oder nur sehr langsam voran kamen, da eines unserer Pferde restiff (stättig) geworden war. Dies kleine Abenteuer hatte etwas Ergötzliches; Gefahr war nicht vorhanden. Die Passage

schützte uns vor Langeweile, und bei dem schlechten Wetter erreichten wir Chiswick noch immer früh genug. — Mit Mühe gelang es unserm John, die Pferde in einen mäßigen Trab zu bringen und den Park zu erreichen. Die Häuserreihen der ungeheuren Stadt hörten rechts und links nicht auf, und trotz des Regens und des Kotes auf den Landstraßen schien eine Völkerwanderung eingetreten zu sein, so große Massen wälzten sich voran. Endlich hielt unser Wagen, nachdem er sich durch tausende von leeren Fuhrwerken aller Art durchgewunden hatte, vor dem Portal des Gartens still. Wir dringen mit Mühe den schmalen Gang, der hineinführt, entlang, denn er ist von Herrschaften, die fort wollen, von Dienern, die da warten, angefüllt.

Nachdem wir unsere Billets präsentiert haben, gelangen wir in einen großen, geschmackvoll angelegten Garten, in welchem schöne saftig-grüne kurzgeschorne Rasenplätze mit großen Blumenparterres und Gebüschen abwechseln; die etwas durchnäßten Wege waren sorgsam mit Kies bedeckt. Zwei aufgestellte Musikchöre, in die Uniform ihres Regiments gekleidet, spielten heitere Weisen, die Ausstellung selbst fand in sechs ungeheuren wasserdichten Zelten, in denen leider das Gedränge groß war, statt. Dennoch machten wir gewissenhaft die Runde um alle Tische und erfreuten uns an den schönen Kindern der Natur.

Die englische Gärtnerei hat es weit gebracht und überragt die aller übrigen Nationen durch die Größe der Exemplare, welche sie erzeugt. Die meisten der ausgestellten Pflanzen waren uns aus der Heimat bekannt, wo uns der

Besuch einer auserlesenen Sammlung in dem väterlichen Garten zu Gebote steht, aber so herrliche Exemplare hatten wir noch nicht gesehen. Die Größe derselben ist der Stolz und das Ziel der englischen modernen Gärtnerei; man befolgt eine eigne Methode, bei welcher das milde Klima hilfreiche Hand leistet, und erzeugt in sehr kurzer Zeit namentlich von Eriken und Kalthauspflanzen, von denen jedes Jahr eine Art, neu oder alt, gleichviel, wenn sie nur schön blüht und viele Varietäten und Hybriden darbietet, zur Modeblume erkoren wird, Pflanzen von enormer Größe. In England lohnt es sich der Mühe, z. B. Orchideen zu kultivieren, denn man bezahlt für schöne große Exemplare amerikanischer Varietäten 30, 40 Pfund, und für die seltneren, schöneren ostindischen Pflanzen 60 bis 80 Pfund Sterling! In Frankreich besitzt Herr Piscatory, der reiche Tabaklieferant der französischen Regie, die auserlesenste Sammlung dieser Pflanzentiere; in Belgien ist es zunächst der berühmte Handelsgärtner van Houte in Gent, der sich damit beschäftigt; in Deutschland überragen die berühmten Sammlungen der Senatoren Jenisch und Merck, sowie des Handelsgärtners Booth in Hamburg wohl alle übrigen Kollektionen von Orchideen, selbst diejenigen in den prachtvollen Treibhäusern des Herzogs von Nassau oder des Baron von Hügel in Wien nicht ausgenommen. In London erhielt auch diesmal, wie immer, der berühmte Gärtner des Herrn R. die ersten Preise, beides wegen der Seltenheit und der Schönheit der Pflanzen. Leider muß die herrliche Sammlung dieses Amateurs im kommenden

Frühjahre aus finanziellen Rücksichten versteigert werden, und wahrscheinlich wird man mit dem unschätzbaren Album voll Zeichnungen der berühmtesten englischen und französischen Meister, den herrlichen Ölgemälden und der unübertrefflichen Sammlung ausgestopfter Vögel ebenso verfahren.

Welche beneidenswerte Geistesthätigkeit gehört aber dazu, unter dem Drucke eines umfangreichen Geschäftes drei von einander ganz verschiedene Zweige der Wissenschaften zu kultivieren, und in so hohem Grade zu kultivieren, daß der Besitzer in London, dieser unermeßlichen Stadt, berühmt ward, und Verbindungen mit den Großen des Landes, die mit ihrem Volk leben und das Verdienst, wo es sich nur immer zeigt, ehren, anknüpfen konnte!! Das Haus des Herrn R. gehörte, und wird hoffentlich bald wieder dazu gehören, zu den gastfreiesten in England; die Einrichtung soll fürstlich sein, und die gefeiertsten dramatischen Künstler, die in der Londoner Saison glänzen, machten sich eine Ehre daraus, in den klassischen Abendunterhaltungen, welche dort veranstaltet wurden, ihre Talente auszuüben. Die Damen des Hauses erschienen, wie man uns versicherte, an solchen Abenden phantastisch geschmückt mit den köstlichsten fremdartigsten und seltsamsten Blumen, die die auserlesene Flora des Hauses nur darbot, und welche dann erbarmungslos geopfert wurden.

Doch zurück zu unserer Ausstellung, die wir noch lange nicht überblickt haben. An die exotischen Gewächse schließen sich die Sammlungen abgeschnittener und bouquetweise geordneter Rosen und Nelken, an diese wiederum

Sommergewächse anderer Art, und den Schluß des Ganzen bildet eine Zusammenstellung von Früchten: Erdbeeren, Kirschen, Ananas, glatte Nektarinen, Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen aller Art, Maulbeeren, Feigen und Weintrauben, wie sie das Paradies selbst nicht schöner und lockender liefern kann.

Der Regen hatte nachgelassen, und so schlossen wir uns denn dem Zuge an, welcher, dem benachbarten Landsitze des Herzogs von Devonshire einen Besuch abzustatten, sich in Bewegung setzte. Da die Besucher der Ausstellung fast ausschließlich den höheren Ständen angehörten, so hatten wir Gelegenheit, viel anmutige Gesichter, viel freundliche Augen zu bewundern, und mit Erstaunen die Sorglosigkeit zu bemerken, mit welcher die kostbaren Kleiderstoffe unnachsichtig durch die nassen Wege geschleift wurden. Trotz der vornehmen Gesellschaft waren die Damenanzüge nicht immer der Gelegenheit und dem Wetter angepaßt, sondern in vielen Fällen recht eigentlich »for show« berechnet. Die Herren erschienen ausschließlich in eleganter Morgentoilette, d. h. bunten Kravatten, Westen und Inexpressibles aus ordinärem Segeltuch: dies Jahr die höchste Mode. Der Engländer trägt in der Regel den Frack nur bei und nach der Tafel; bis zu derselben erscheint er bei allen Gelegenheiten und Feierlichkeiten unter allen Umständen im Morgenanzuge.

Der Park, den wir nun betreten, ist von großer Schönheit; die Grenzen desselben sind geschickt versteckt, so daß das Auge auf einer weiten Landschaft zu verweilen meint, und nirgends wird dasselbe durch kleinliche Spielereien,

welche der Einbildungskraft zu viel zumuten, verletzt. Vor den Treibhäusern sind große Sterne angelegt, von Blumenbeeten gebildet, deren jeder Strahl mit einer verschiedenen, ganz niedrig gehaltenen Blumenart geschmückt ist; die ganze Zeichnung, von einer kleinen Erhöhung betrachtet, gewährt dem Auge einen lieblichen Anblick. Hohe Hecken von Taxus, Mauern mit ewiggrünem Epheu bewachsen, prächtige Laubgänge, Gruppen von hier im Freien gedeihenden Myrthen und Rhododendren gebildet, alles greift harmonisch in einander und ahmt die Natur täuschend nach. Wir nähern uns dem Schlosse; von dem Plateau hinter demselben hat man eine weite Aussicht auf mächtige Eichen, Buchen und Linden, welche auf den schönen Rasen in malerischen Gruppen schon vor Jahrhunderten gepflanzt sein müssen. Links vom Beschauer zieht sich ein langer, kühler, glänzender Wasserstreifen, einem Strome nicht unähnlich, hie und da mit Trauerweiden bepflanzt, die ihre sehnenden Zweige ins Wasser senken, einen weiten Blick auf schimmernde Wiesen gewährend, jenseits aber von einem dichten Gehölz begrenzt, zu welchem nur an einer Stelle eine sehr graziöse Brücke, deren Notwendigkeit einleuchtet, führt. Überschreitet man dieselbe und dringt auf schmalem Pfade in das Wäldchen, so umgiebt uns lautlose Stille, und wir vermeinen uns in tiefe Einsamkeit begraben zu haben. Vor dem Schlosse ist ein weiter Wiesenplan mit Fernsicht, dicht um dasselbe Gruppen von ungeheuren düstern Cedern vom Libanon, von den Vorfahren des Herzogs gepflanzt und, geschichtlich anerkannt, die ältesten und schönsten in England.

Wir verlassen voll Befriedigung den reizenden Aufenthalt und treten unsern Rückzug um so schneller an, als ein „Schüttel," wie man in Frankfurt sagt, sich zu entladen beginnt; die geputzten Herrschaften suchen, sich drängend und stoßend, Platz unter den wasserdichten Zelten der Ausstellung, wir aber eilen unserm Wagen zu, haben das Glück, ihn gleich zu finden, und suchen im Hotel beim heitern Mittagsmahl des trostlosen Wetters zu vergessen, indem wir uns versprachen, bei einer spätern Reise in England einem andern Park des Herzogs von Devonshire, dem unvergleichlichen „Chatsworth" einen Besuch abzustatten.

Der Erfinder des Glaspalastes, Sir Joseph Paxton, war ursprünglich Landschaftsgärtner des Herzogs, entwarf die Pläne zu dessen Gewächs- und Palmenhäusern, durch welche letzteren man vierspännig fahren kann, und ward zuletzt mit dessen hohem Vertrauen in solchem Grade beehrt, daß der edle Herzog ihm auch die finanzielle Verwaltung seiner immensen Besitzungen in England und Irland übertragen hat. Die neueste von Paxton vorgeschlagene Verbesserung besteht darin, durch den Wald, der zum Schlosse Chatsworth führt, einen neuen Weg schlagen und denselben mit Rhododendren bepflanzen zu lassen. Der Herzog hat sich durch das Kolossale des Unternehmens nicht abschrecken lassen, den Weg geschlagen und ihn mit der erforderlichen Anzahl von zwölftausend großen Rhododendren, die in der Blütezeit einen unvergleichlichen Anblick gewähren müssen, bepflanzen lassen. Ein Bekannter, mit dem wir uns über diese Angelegenheit unterhielten, meinte: „Ach, man wird

hier so klein, so klein!" Und er hat Recht. Einheimische aufgeblasene, hochnasige, hochmütige Geldnarren lasse man zu ihrer Besserung eine kleine Reise durch England machen, sie werden bald einsehen, daß sie nichts sind und nichts haben. Den Adel kann durch die Gnade der Königin jeder Roturier erwerben, und deutsche Thaler gelten noch lange keine Pfunde Sterling!

Der nächste Morgen sollte unsere kleine Gesellschaft trennen. Das ging uns nahe: wir hatten so fröhlich und einträchtig mit einander gewirtschaftet. Selbst der Himmel sah trübe drein; London, ja England verlor den Reiz eines längern Aufenthalts für uns, wir entsagten einem Besuche auf der Isle of Wight, weil wir der lieben Gefährten entbehrten, und traten auch nach wenigen Tagen die Rückreise an.

Eines Besuches in Hampton Court muß ich noch erwähnen. Die Eisenbahn führte uns in kurzer Zeit nach dem berühmten Schlosse. Die königlichen Gemächer wurden erst um 2 Uhr aufgeschlossen, sodaß wir vorher mehr als hinreichende Muße hatten, den prachtvollen Garten, ausnahmsweise in altfranzösischem Stil angelegt, zu durchschreiten, das Labyrinth, diese Glückseligkeit der »cockneys«, zu betrachten, und den großen Weinstock, dessen Trauben nur auf die königliche Tafel gelangen und erst von Weihnachten an geerntet werden (der Stock ist 30 Fuß hoch und 110 Fuß lang und soll jedes Jahr 800 Trauben tragen), zu bewundern.

Mit dem Schlage zwei standen wir an der Aufgangstreppe, Stock und Sonnenschirm mußten abgegeben werden,

und dann gings hinauf, begleitet nicht von hunderten, sondern von tausenden von Menschen, die wir in dem weitläuftigen Garten kaum beachtet hatten, und die jetzt, mit uns denselben Weg machend, ein förmliches Gedränge in den Zimmern verursachten. Wer die Zimmer betreten hatte, mußte „Vorwärts", er mochte wollen oder nicht, an eine Umkehr war nicht zu denken.

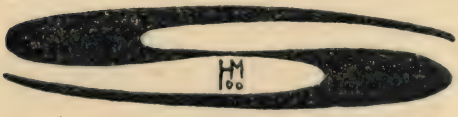
Das lange Umherstreifen im Garten hatte uns ermüdet, sodaß wir die weiten Gemächer, ohne den wahrscheinlich sehr guten und interessanten Bildern eine sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken, durchjagten. Nur verschiedene Porträts der Königin Elisabeth, in jedem Stadium ihres Alters, und der unglücklichen Mary, Königin von Schottland, reizten unsere Neugier.

Zu Hause angekommen, erholten wir uns von den Greueln der Eisenbahnfahrt und dachten ernsthaft an unsere Abreise. Unser lieber Londoner Freund entledigte uns des überflüssigen Gepäckes, um es direkt in die Heimat zu befördern und war uns bereitwilligst bei den hunderterlei kleinen Besorgungen, die einem im letzten Augenblicke einfallen, behilflich.

Und nun, mein London, lebe wohl! Noch einmal durch Piccadilly gerasselt, noch ein Blick auf den Hydepark, noch ein Gang durch den Transept, noch einmal in Regent-Street geschlendert, ein letztes Mal ins rasende Gewühl der City, ein letztes Lunch bei Pym, im Fluge ein Besuch auf der chinesischen Junke mit ihren fratzenhaften Bewohnern und gräulicher Musik, im Vorüberfahren ein »peep« in

Wyldes, des berühmten Geographen, großen Globus, ein Blick auf die Brütmaschinen in Leicester-Square, in aller Eile die Reise mit der Overland-Mail über die Isle of Wight, Gibraltar, Malta, Kairo, die Wüste nach Calcutta, der Stadt der Paläste, gemacht, natürlich alles durch herrliche Panoramen illustriert, dann die Henkersmahlzeit in unserm traulichen Salon bei Maurigy, dann in den Wagen und nach der Eisenbahn. — Es ist die höchste Zeit — ein schriller Pfiff, und wir sind unterwegs! —

England with all thy faults, I love thee still!



·2·
PARIS
HM
00

Nach einer stürmischen Überfahrt, durch welche sich der verflossene Sommer auszeichnete, landeten wir im schönen Frankreich. Der Eisenbahnzug ging unmittelbar darauf ab, und wenige Stunden später trafen wir auf der Station in Lille ein. Der Anblick des Landes war erfreulich, denn so weit das Vorüberrauschen des Dampfzuges es gestattete, erblickten wir reiche Ernten auf den Feldern und einen blühenden Kulturzustand. Aber die laubumkränzten Hügel Englands, die bewachsenen Cottages mit ihren blank geputzten Fenstern vermißten wir, und das überaus flache Land bot dem Auge nicht wie dort durch Abteilungen aus grünen Hecken gebildete freundliche Ruhepunkte dar. In Lille erwartete uns ein Aufenthalt von fünf Stunden, die wir so gut als möglich durch einen Spaziergang in den schmutzigen Straßen der Stadt und die Besichtigung einiger Kirchen hinzubringen suchten. Alles kam uns ärmlich und erbärmlich vor. In den Gassen

wurden Nasen und Ohren durch degoutante Gerüche und Szenen an ihr Dasein erinnert; in einem Café, welches wir einer Erfrischung halber besuchten, thronte ein widerwärtiges dickes Weib als dame du comptoir; schmutzige Kellner und ein Herrenpublikum, dessen laute Gespräche und allzu lebhafte Gestikulationen uns unangenehm auffielen, vertrieben uns aber bald wieder. Aus einem Bäckerladen, in welchen wir traten, um ein frisches Weißbrod zu kaufen, verscheuchte uns die widerliche Erscheinung eines bis zum Gürtel gänzlich entkleideten Gesellen, der sich nicht scheute, in diesem paradisieschen Anzuge durch den Laden zu schreiten, um auf der Straße Säcke auf- und abzuladen; im Lokal der Eisenbahnstation ein unreinliches Privatzimmer, fettige Möbel, zerbrochene Fensterscheiben und Gaslampen — alles — alles erinnerte uns schmerzlich, daß wir das dezente monarchische England verlassen hatten und ins ungenierte republikanische Frankreich gelangt waren! —

Die Stunden schlichen, und wir waren herzlich froh, als die Glocke das Zeichen zum Einsteigen gab. Unser Coupé war leer. Nur ein Herr stieg ein, dessen Anblick uns im Anfang etwas unheimlich erschien. Ein langer Bart, große, aus ihren Höhlen hervortretende rollende Augen, unbedeckter Hals, bis auf die Schultern herabfallendes Haar, eine ungewöhnliche Größe und ein ziemlich abenteuerlicher Anzug machten unsern Begleiter allerdings zu einer außerordentlichen Erscheinung. Im Laufe der Reise hörte das abgeschlossene Schweigen, in welches wir uns gegenseitig hüllten, auf, und

wir vernahmen, daß der große Unbekannte ein französischer Künstler sei, der für die illustrierte englische Zeitung in Schottland gezeichnet hatte. Er erzählte uns, daß während der Ausstellung an vierzig belgische und französische Künstler für dies große Blatt arbeiteten, daß dieselben enorm bezahlt würden, und daß es nur dadurch möglich sei, so rasch die Ereignisse des Tages illustriert ins Publikum zu bringen.

Spät abends rückten wir in Paris ein. Die städtische Douane beehrte unser Gepäck mit einer abermaligen Untersuchung, fand aber weder etwas versteuer- noch accisbares, und eine kleine, langsam fahrende Citadine schleppte uns nach dem Boulevard des Italiens in unser Hotel, woselbst wir für die erste Nacht mit ein paar winzigen Zimmern im dritten Stock, au-dessus de l'Entresol, fürlieb nehmen mußten. Erst am zweiten Tage konnte man uns das bestellte »appartement au premier« einräumen. Es war elegant möbliert, der Parkettboden blank gebohnt, eine schöne Pendule und Kandelabers von Bronze, wahrscheinlich von irgend einer galanten Schönen beim einbrechenden Ruin um den halben Preis verkauft, schmückten den Kamin, aber die Spiegelscheiben waren fleckig, die weißen Gardinen spielten ins isabellenfarbige hinüber, und die Zimmer hatten nicht weniger als sechs bis sieben verschiedene Ausgänge, um sie einzeln oder zusammenhängend, je nach dem Verlangen der Fremden, vermieten zu können. Im ganzen mangelte, trotz der vergoldeten, samtgepolsterten Möbel der Komfort, welcher uns in England auf Tritt und Schritt begleitet hatte; doch wurden wir durch das Panorama der

Boulevards, welches sich zu unsern Füßen ausbreitete, und das wir von dem Balkon, welcher unsere Zimmer (das Hotel war in einem Eckhause) ganz umgab, mit Muße betrachten konnten, reichlich entschädigt. Auf diesem Balkon lebten wir mehr als in unseren Zimmern, wir konnten von dort aus ungestört sehen und beobachten, ohne selbst beobachtet zu werden. Uns schräg gegenüber war das Café de Paris, links das Café Foy an der Ecke der Chaussee d'Antin und in der Mitte zwischen beiden einige Cafés oder Estaminets geringern Ranges; letztere namentlich schienen von Deutschen, oft recht zweideutigen Ansehens, besucht zu werden. Schon das Leben in einem großen Pariser Hause bietet Stoff zum Amusement dar, denn ein solches ist nicht von einer, sondern vielleicht von fünfzig Familien bewohnt. Ohne den Portier, der den Ausgang bewacht, lebte man sozusagen auf der Gasse, denn die Treppe, welche die verschiedenen Stockwerke mit einander verbindet, ist ja nur die Fortsetzung derselben, auf der sich, da Reich und Arm hier unter einem Dache wohnt, oft eine buntgemischte Gesellschaft auf- und abbewegt. Nur in dem Quartier Faubourg St. Germain, wo der legitimistische Adel in seinen Hotels entre cour et jardin lebt, ist das durchgehends anders.

Die unerträgliche Hitze zwang mich in der Regel schon um 5 Uhr aus dem Bette. Ich stellte mich dann auf mein Observatoire und betrachtete das erwachende Leben der großen Stadt, in der alles frühzeitiger auf die Beine kommt als in London. Mir gerade gegenüber wurde es

in einer Mansarde am früheſten Tag, die Fenſter wurden geöffnet, Wäſche zum Trocknen ausgehängt (in einer ziviliſierten Stadt immer ein unangenehmer Anblick), man ſah aber wegen der Höhe der Fenſter nicht die agierenden Perſonen. Später öffnete ſich die Balkonthür des fünften Stocks, und heraustrippelte eine junge Frau oder Griſette, den Foulard um den Kopf gewunden und ein Umſchlagetuch um die ſpärliche Toilette geworfen, ſich über den Balkon biegend und die Straße betrachtend, dann aber ein paar ärmliche Blumen begießend und pflegend, die trockenen Blätter, ich möchte faſt ſagen, mit rührender Sorgfalt beſeitigend. Im vierten Stock blieb alles in der Regel geſchloſſen. Hier ſah es ſchon anders aus, phantaſtiſche Zelte, Stellagen mit Blumen, weiche Divans hatten den Balkon in einen kleinen Luſtgarten umgewandelt. Das Leben begann erſt um 5½ Uhr nachmittags. Dann wurden die Thüren der Zimmer, welche die Verbindung mit dem Balkon herſtellten, geöffnet, ein paar Diener ſtäubten raſch ab, legten einige Zeitungsblätter auf die Tiſche und wurden durch die Erſcheinung einer ältlichen, elegant gekleideten Dame mit einem ſuperben Schoßhunde auf dem Arm erſetzt. Eine Zeit lang blickte ſie dem Straßenlärm zu, dann aber warf ſie ſich in einen Fauteuil, von dem ſie ſich auch nicht erhob, als nach und nach der Balkon von vier bis fünf Damen bevölkert wurde, deren Toilette von höchſter Eleganz, und die, ganz als wenn ſie da zu Hauſe gehörten, Hut und Shawl bei Seite legten. Später, gegen 6 Uhr, traten allmählich ein Dutzend Herren ein, die ſich in

familiärer Weise mit den Damen unterhielten, und als das Diner mit dem Schlage sechs serviert wurde, mit ihnen, jedoch, was mir auffiel, ohne ihnen den Arm zu reichen, ins Innere der Gemächer verschwanden. Gegen 7½ Uhr erschien die Gesellschaft dann wieder auf dem Balkon und nahm den Kaffee. Das Innere der brillant erleuchteten Zimmer hatte, aus der Ferne gesehen und so weit ich dasselbe beobachten konnte, einen hübschen Anstrich, wurde aber, nachdem die Gesellschaft sich zurückgezogen hatte, hermetisch verschlossen, so daß man nur ab und an, wenn Luft gemacht wurde, noch spät in der Nacht Licht daselbst erblicken konnte. Da sich dies Treiben jeden Abend wiederholte, so erkundigte ich mich bei unserm Portier: »Cet appartement,« hieß es, »est à Madame la Baronne de St. Ange qui y tient table d'hôte et tapis vert. Monsieur desire-t-il une introduction?« Ich dankte dafür.

So könnte ich von jeder Etage, jedem Fenster einen kleinen Roman erzählen, es schien überall etwas Geheimnisvolles vorzugehen, das den Fremden anziehen mußte. Warum hält z. B. jenes kleine Coupé gelegentlich Stunden lang vor dem Hause, und warum werden dann im zweiten Stocke bei jenem jungen Elegant, der des Morgens in türkischem Kostüm mit seiner ungeheuren Lorgnette die Nachbarn belästigt, Thüren und Fenster sorgfältig geschlossen?

Doch das Leben auf den Straßen ist im Gange. Fußgänger spazieren den Boulevard auf und ab, die

Savoyarden sind beschäftigt, Stiefel zu wichsen oder zu lackieren, die schlechte und teure Regie-Zigarre dampft in jedermanns Munde, und wirft man sie halb angebrannt beiseite, so stürzen zehn hungrige Proletarier oder zwanzig Gamins darüber her, um eines wohlfeilen Genusses teilhaftig zu werden; Verkäufer mit Brummkreiseln, Windmühlen, Ballons und Parachutes, Marchands de Cocos, Invaliden, Bettler, Blinde, welche mit melancholischem Gepfeife oder Gesange ihren Weg suchen, Verkäufer von Tagesblättern, Kaminfeger, Araber in ihren großen weiten Mänteln, vornehme Damen, Loretten, Kinder und Kindermädchen, das geht alles leichten Schrittes, bunt durcheinander von früh morgens bis abends spät, singend, sprechend, deklamierend, pfeifend, schreiend. Das ruhige Zuschauen ist hier viel interessanter als in London, wo alles in ängstlicher Hast läuft, wo niemand Zeit hat, denn time is money, und das fehlt den meisten.

Es ist 10 Uhr und Frühstückszeit! In unserm Hotel behagten uns weder die trockenen harten Kotelettes noch der mittelmäßige Kaffee. Im Café Foy erkannte der Kellner Charles uns schon am zweiten Morgen wieder. Er weiß bereits unsere ganze Lebensgeschichte und ist voll Aufmerksamkeit gegen uns. »Vous êtes de Frankfort?« fragte er und antwortete gleich »oui je le sais; vous connaissez Monsieur et Madame de B.? Ils déjeunaient ici tous les matins, c'était moi qui les servait etc. etc.« Dasselbe Tischchen wird immer für uns bereit gehalten, Charles kennt unsern Geschmack, er weiß, daß weder Crevettes

noch Radieschen, die man hier das ganze Jahr hindurch hat, fehlen dürfen, daß wir Chablis trinken, und daß die Times und die Débats unsere Journale sind. Während in London alles Thee genießt, trinkt man hier Kaffee; den Thee kauft man in der Provinz nur bei den Apothekern, in Paris bei den Schokoladefabrikanten; so hat jedes Land seine großen und kleinen Eigentümlichkeiten.

Nach dem Déjeuner schlendern wir auf der schattigen Seite der Boulevards bis zur Rue de la Paix, bewundern die Geschicklichkeit, mit der die Läden aufgeputzt sind, und erfreuen uns an dem heitern und interessanten Leben. Niemand scheint beschäftigt zu sein, jedermann amusiert sich; das Gewühl auf den Straßen ist mit London nicht zu messen, die Entfernungen sind weit geringer, es erscheint uns alles zusammengerückt, klein, ja kleinlich im Vergleich mit dem, was wir verlassen haben. Wir vermissen die endlosen Wagenreihen, das rasche Vorüberjagen fehlt, die breiten Fahrstraßen sind verhältnismäßig leer, wobei zu bemerken, daß Paris im Juli und August überhaupt wenig lebhaft erscheint, da fast alle großen Familien auf ihren Landsitzen sind, und daß das eigentliche Leben sich erst später am Tage entwickelt.

Auffallend sind uns die vielen Blusenmänner und der fast allgemein getragene Bart, welcher den Männern allerdings ein imponierendes Ansehen giebt. Die Frauen erscheinen uns den Engländerinnen gegenüber klein und unschön von Gesicht, aber Haltung, Kleidung, Gang sind graziös. Der ärmlichste Baumwollenstoff, das leichteste

Fichu wird mit mehr natürlichem Anstand getragen als in England, wo doch schon die Kammerjungfern ohne seidene Gewänder nicht zu leben vermögen, und wo die Damen selbst im höchsten Sommer jene köstlichen leichten Gewebe zu tragen verschmähen, in welchen die französische Industrie Unübertreffliches leistet, und die ein so frisches und heiteres Ansehen geben.

Die verhältnismäßige Stille in den Straßen war uns wohlthuend nach dem wüsten Gelärm in London, auch waren wir herzlich froh, Paris schon zu kennen und mit der Qual verschont zu bleiben, von morgens früh bis abends spät sehen nnd bewundern zu müssen. Wir waren abgespannt. Nichts setzte uns mehr in Erstaunen. Wir hatten London in der brillantesten Saison gesehen, die je erlebt worden war, und besaßen jetzt weder Sinn für Schlösser und Gemäldegalerien noch für Theater mit der Rachel in ihren bewundertsten Rollen oder mit dem »Enfant Prodigue« mit Roger. Selbst die uns von unsern Freunden mit vieler Bereitwilligkeit zugestellten Entreekarten für die Nationalversammlung verschenkten wir in der Regel, so groß war die Apathie, in welche wir versunken waren. Wir entschlossen uns erst hinzugehen, als es zu spät war, just in time to be too late würde man in England sagen. Wir machten unsere Entree in die übrigens auch an diesem Tage gedrängt volle Tribüne der fremden Diplomatie, gerade in dem Augenblicke, als die Ferien-Vertagung der Versammlung vom Präsidium ausgesprochen wurde, und das Haus sich trotz der lebhaften Deklamationen, des

Lärmens und Geschreis der Linken räumte. Wir glauben uns im Geiste in die Zeiten des Jahres 1848 nach Frankfurt versetzt. —

Desto angenehmere Stunden verlebten wir im Kreise unserer Freunde. Der Zufall wollte, daß die Durchreise einer liebenswürdigen, uns nahe befreundeten Dame mit unserm Aufenthalt zusammenfiel. Paris und hoffentlich auch die Aussicht, in unserer Gesellschaft (wir rechnen bei dieser eitlen Bemerkung auf Nachsicht) einige Tage zuzubringen, fesselten die Flüchtige. Zum Überfluß verdankten wir der Vermittelung unserer schönen Freundin die Bekanntschaft eines liebenswerten Landsmannes, des Herrn v. H., der, Paris auf das Genaueste kennend und mit unermüdlicher Thätigkeit seine Zeit und Dienste den Damen widmend, zur Annehmlichkeit der gemeinsam verlebten Tage unendlich viel beitrug. Herr v. H. kennt die Geschichte eines jeden Hauses in Paris, ist mit vielen bedeutsamen Persönlichkeiten in vertraulichem Verkehr, er weiß, wo man am besten speist, wo die schönsten Sticknuster gezeichnet werden, was in den Theatern gegeben wird, welchen Tag und zu welcher Tageszeit der berühmte Lacordaire die Kanzel besteigt, um welche Stunde man an die Eisenbahnen fahren muß; er hält uns Vorlesungen über Damentoiletten, Magnetismus und die französischen Zustände, er empfiehlt uns den besten Handschuhladen, das vortrefflichste Lampenmagazin; er hat für die Damen tausend gute Ratschläge, dabei ist er geistreich, witzig, gefällig, gutmütig, heiter oder sentimental, wie man einen Gefährten nur wünschen kann!

Über Pariser Zustände weiß ich wenig zu sagen. An wen ich mich auch wendete, um eine Auskunft zu erhalten — niemand vermochte eine Ansicht oder Meinung aufzustellen; mit Friseuren, Garçons de Café, Boutiquiers u. s. w. lasse ich mich aber nicht gern in politische Gespräche ein. Im allgemeinen schien mir eine gewisse Apathie, »le fanatisme du repos«, zu herrschen, die Pariser wollen Ruhe, alles Übrige ist gleichgültig.

Die Republik schien indessen doch schon einen gewissen Einfluß auf die Sitten auszuüben, wenigstens glaubten wir in den Läden, auf den Straßen und bei andern Gelegenheiten jene Zuvorkommenheit, durch welche sich, der Erinnerung nach, bei früheren Besuchen Paris vor Deutschland vorteilhaft auszeichnete, zu vermissen. In London rief uns der Bettler, dem wir nichts gaben, oder der Bube, der unsern Wagenschlag öffnete, und den wir mit einem halben Penny abspeisten, sein — thank you Sir — nach. Hier wurde in ähnlichen Fällen die bei weitem größere Gabe examiniert und, wie es uns schien, oft unter Ingrimm und heimlichen Verwünschungen eingesteckt. War es Befangenheit, war es Täuschung, durch den Anzug hervorgebracht, wir hatten das unheimliche Gefühl, als beneideten die vielen bärtigen Blusenmänner alle Gutgekleideten um ihr Eigentum. Diese unbehagliche Stimmung ward noch dadurch erhöht, daß unsere Freunde versicherten, die Arbeiter seien durch die aufregenden Unruhen und fortdauernden Straßenkämpfe so demoralisiert, daß sie alle Lust an der Arbeit verloren hätten. In gewissen

Geschäftszweigen, sagte man, seien gar keine Arbeiter anzuschaffen, trotzdem, daß sie 6 bis 7 Franken per Tag verdienen könnten, sie arbeiteten einen Tag und feierten den Rest der Woche. Mit solchen Zuständen geht aber die Industrie des Landes, weil sie zu teuer erzeugt, und das Land selbst, zu Grunde.

Für unsere Damen hatte der Besuch der zahlreichen Passages großen Reiz. Man findet dort hübsche Läden aller Art, deren ganzer Inhalt freilich oft im Fenster zur Schau gestellt ist, aber manche derselben zeichnen sich auch wiederum vorteilhaft durch die Eigentümlichkeit ihrer Fabrikate aus, wie man das nur in dieser Stadt der spécialités finden kann. Namentlich giebt es in der Passage Panorama drei Läden nebeneinander, deren Ruf weit verbreitet ist, und deren Besuch kaum ein Fremder, geschweige denn eine Dame, unterläßt. Ich meine Marquis, Wattelain und Felix. Der erstere liefert den unüberwindlichen Chocolat praliné, dessen Bereitung mit einer Dampfmaschine man durch die dicken Spiegelscheiben, auf welche man beinahe tritt, im Keller erblickt. Der letztere fertigt die köstlichen, magenverderbenden Pasteten an, von denen die Pariserinnen des Vormittags Massen warm verspeisen; doch kann man die berühmten Savarins, auch Mazarins genannt, ein sehr beliebtes Backwerk, nicht hier, sondern nur beim Pâtissier de la Bourse, der auch eine Succursale, Boulevard de la Madeleine, errichtet hat, erhalten. Der dritte im Bunde ist aber Wattelain, jener berühmte Bandhändler, bei welchem die Damen dies unentbehrliche Toilettenstück in unerhörter

Auswahl vorrätig finden, weshalb das Lokal auch von morgens früh bis abends spät nicht leer wird.

Es ist etwas Eigenes um die Pariser Industrie. Die Stoffe, welche man überall in den Schaufenstern erblickt, findet man teilweise auch in anderen Ländern oder Städten, aber nirgends in der Welt ist alles wie hier vereinigt, was zu der „Konfektion" einer Robe notwendig. Hier findet man zu jeder Farbenschattierung, zu jedem Muster das passende Band zum Besatz, oder die unerläßliche Posamentierarbeit, die Knöpfe, kurz alle die tausend Kleinigkeiten, welche dazu gehören, ein harmonisches Ganzes zu bilden. — Bei allem ist ein vorzügliches Talent entwickelt, ja, schon die Pappschachteln und Kartons, in welchen die Pariser Industriellen ihre Arbeiten versenden, sind kleine Kunstwerke und zeugen von dem Geschmack der Werkstätten, aus welchen sie hervorgehen. —

Es ist hier nicht so ganz leicht zu erfahren, »ce qui est bien porté«. Etwas kann nämlich Mode und doch nicht „gut", das heißt von der vornehmen Welt getragen sein. Darin ist ein großer Unterschied zu machen; in vielen Läden untergeordneten Ranges, an welche sich die Fremden, die oft mit Adressen im Hotel versehen werden, wenden, weiß man selbst nicht, was Mode ist, oder sucht das, was »passé de mode«, an fremde Damen, denn für das Ausland ist nach Ansicht des Parisers alles gut genug, los zu werden. — Den deutschen Modistinnen, Ladenbesitzern und Händlern, welche regelmäßig nach Paris reisen, um ihre Einkäufe zu machen, wird in der Regel das, was in den

nächsten Monaten getragen wird, absichtlich verheimlicht, und da sie nicht in die Gesellschaft dringen können, also gar keine Mittel und Wege besitzen, um sich Kenntnis davon zu verschaffen, so sieht man sie fast immer mit dem Refus der letzten Saison zurückkehren. Namentlich gilt dies von Hauben, Hüten, Coiffures u. s. w., denn die vornehmen Schneiderinnen oder marchandes de modes arbeiten unter keiner Bedingung und zu keinem Preise für Wiederverkäufer, und sind doch vor allen im stande Auskunft zu geben — da sie es sind, welche die Mode machen. Modejournale nützen deshalb nichts, weil die Herausgeber mit den Fabrikanten in Verbindung stehen, alles Neue anpreisen müssen, um die Uneingeweiheten zu blenden, da der Hauptabsatz dieser Blätter nach der Provinz oder dem Auslande ist.

Diejenigen Damen, welche genaue und mit Geschmack begabte Bekannte in der Seinestadt haben, oder welche selbst Paris besuchten, werden von der Wahrheit des Gesagten überzeugt sein. Sie werden auch wissen, daß man sich dagegen unbedingt auf den bon goût der Madame Palmyre oder Madame de Baisieux (25 place Vendôme au premier) verlassen kann. Man weiß, was das heißen will, ein Appartement im ersten Stock place Vendôme, woselbst Schickler, Lutteroth und andere Notabilitäten ihre Wohnung aufgeschlagen haben, zu bewohnen. Der Mietzins ist fast unerschwinglich, und deshalb muß man sich auch schon auf den breiten, mit Statuen bedeckten Treppen auf große Rechnungen, welche in der Reihe prachtvoller Salons, zu welchen

sie führen, geschmiedet werden, gefaßt machen. Aber dafür geht auch aus dem berühmten Atelier dieser Dame keine Robe, kein Kleidungsstück hervor, welches nicht den auserlesensten Geschmack beurkundete, und man wird eben so wenig die einigen Stunden, welche der Anprobe der Taille geopfert werden müssen, bereuen, als erstaunen dürfen über die Kosten der »confection« eines Stoffes, den man »au petit St. Thomas« so billig einkaufte. Er kostete kaum in Franken, was man in der Heimat in Thalern dafür fordern würde — »une vraie trouvaille!« Aber wie die Fassung den Wert des Edelsteins erhöht, so verleiht Madame de Baisieux Deiner »trouvaille« erst den Stempel der Weihe! —

Für Hüte, Hauben, Coiffures ist Madame de Barennes à l'ordre du jour, für künstliche Blumen der Brasilianer Constantin, welcher in seine Schöpfungen den ganzen Zauber einer Tropengegend zu legen versteht, und dessen Sendung zur Ausstellung ungeheures Aufsehen erregte.

Constantin ist in seinem Fache ein großer Künstler, welcher der Natur ihre Geheimnisse abgelauscht zu haben scheint. Er war der erste, der es wagte, eine welkende Blume darzustellen, der das bunte Farbenspiel der herbstlichen Blätter wiedergab, und der den Grundsatz aussprach: die künstlichen Blumen, welche eine Dame trage, müßten mit der Jahreszeit im Einklange stehen, und Kornblumen im Winter seien z. B. geschmacklos, weil sie weder im Freien wüchsen, noch in Treibhäusern gezogen würden! Constantin findet seine Rivalen in den geschickten Bouquetières, welche

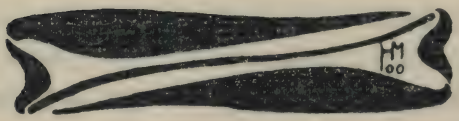
einen Strauß von frischen Blumen mit so viel Geschmack und Grazie zu binden verstehen. Mit diesen Bouquets wird ein noch größerer Luxus getrieben als in London, denn hier gehen die Damen nie ohne dies unerläßliche Möbel ins Theater oder auf den Ball. Die armen Blumen werden indessen fast immer kurz abgeschnitten und dann mit feinem Draht auf ein dünnes Holz gebunden, sodaß das schönste Bouquet schon am andern Morgen eine seelenlose Leiche ist. Es werden durch diese Methode zwei Zwecke erreicht; jede Blume kann geschnitten werden, ohne der Pflanze allzusehr zu schaden, und dann werden die Bouquets, welche man hier von den seltensten Blumen in außerordentlicher Größe bindet, sehr leicht. — Die Farben und die Art der Blumen richten sich strenge nach der Toilette und dem Alter der Damen, und eine alte Douairière dürfte nicht mit einem Bouquet aufblühender Rosenknospen erscheinen, ohne verlacht zu werden. Auf dem Marché aux fleurs bei der Madeleine findet man stets eine reiche Auswahl von Sträußen aller Art für junge und alte Damen, für Bräute und für Leichen, für halbe und für ganze Trauer; letztere sind von Veilchen und weißen Rosen ohne alles Grün.

Die herrlichsten Lyoner Seidenstoffe sind aux Montagnes russes pour les modes excentriques, und aux petit St. Thomas für gewöhnlichere Dinge. — In letzterem Magazin ist man ganz besonders zuvorkommend gegen Fremde, welche dort oft Gelegenheitskäufe zu machen Veranlassung haben. Denn diese großen Magazine sind

regelmäßig einige mal im Jahr in der Lage, das, was voraussichtlich in der nächsten Saison nicht mehr getragen wird, à tout prix zu realisieren, und dieser oft sehr schönen Sachen bemächtigen sich dann die fremden Wiederverkäufer und glänzen damit in ihrer Heimat. —

In Paris muß immer etwas Neues erfunden werden, um die reichen Müßiggänger zu beschäftigen und ihnen das Geld aus der Tasche zu locken. Wie gewisse barbarische Völkerschaften sich die Nägel schwarz und braun färben, so polieren die Pariser Merveilleuses jetzt dieselben und geben ihnen mit einem gewissen Pulver eine schöne rosenrote Farbe. Diese Mode geht so weit, daß es eigene »manicures«, Personen, welche sich damit nur beschäftigen, die Fingernägel in Ordnung zu halten, zu polieren und rosa zu färben, giebt. — In den Passagen sieht man auch häufig angeschrieben »Salon épilatoire« und vernimmt bei näherer Erkundigung, daß die Inhaber desselben sich damit abgeben, graue Haare auszureißen oder Haare im Gesicht an Stellen zu vertilgen, woselbst dieselben unbequem oder unschön gefunden werden könnten. Dennoch sieht man nirgends so viele Matronen, die ihre grauen Haare offen zur Schau tragen, oder junge Damen, die mit einem allerliebsten Schnurrbart kokettieren, wie hier. — Schminke trägt man sehr wenig, in England dagegen in den höchsten Kreisen desto mehr; das Färben der Haare ist sowohl in London wie in Paris an der Tagesordnung, wie das die hundert Annonzen, welche Mittel in jedem Journale anpreisen, am besten darlegen! — Betrachtet man alle

diese kleinen Details mit unbefangenem Blicke, so muß man herzlich lachen über die Eitelkeit der Menschen, die sich unterfangen, die Natur verbessern zu wollen, sich selbst doch nimmer zu täuschen vermögen und immerdar bleiben müssen, was sie sind!



Die vielbesprochenen Erscheinungen des Magnetismus, auf welche man durch die zahlreichen Anzeigen in den Pariser Blättern täglich hingewiesen wird, reizten meine Neugierde; ein zufälliges Gespräch mit meinem Freunde August Gathy brach die Bahn, und ich verdanke seiner Bereitwilligkeit einige der interessantesten Stunden nicht allein meines Pariser Aufenthaltes, sondern meines ganzen Lebens. Gathy, der trotz seiner Beschäftigung mit der Sichtung der Papiere Heinrich Heines, welche er auf den Wunsch des leidenden Dichters vornahm, mir einen großen Teil seiner kostbaren Zeit widmete, führte mich noch in derselben Stunde unserer Unterhaltung zu dem bekannten, ich darf wohl sagen berühmten Somnambulen Alexis, der unter der Leitung des Herrn Marcillet, eines früheren commissionaire de roulage, jetzigen Magnétiseur de profession, täglich Privatsitzungen zu 20 Franken und öffentliche Sitzungen einmal die Woche zu 1 Frank hält.

Wir stiegen die steilen Treppen hinan, schellten und wurden in ein elegantes Gemach geführt, in welchem Herr Marcillet uns empfing und die Unterhaltung mit einer Jeremiade über seinen Somnambulen, Herrn Alexis, begann. Er sei nicht mehr so hellsehend wie sonst, weil er oft zerstreut sei, er bilde sich ein, ein bedeutendes Schauspielertalent zu besitzen, sei in einem kleinen Theater »aux Funambules« engagiert, verbringe seine Zeit mit Proben und sei dann zu den somnambulistischen Sitzungen nicht aufgelegt. Das Gespräch ward durch ein Klopfen an der Wand unterbrochen. Excusez, messieurs, sagte Marcillet, Alexis veut que je l'éveille. — Gleich darauf erschien ein Herr und eine Dame, die uns unaufgefordert mitteilten, daß Alexis sie durch seine Mitteilungen in das größte Erstaunen versetzt habe. Alexis trat nun selbst ins Zimmer. Er ist ein junger, gut aussehender Mann mit einem matten Auge, ziemlich wohlbeleibt und einen durchaus angenehmen Eindruck machend. Ich werde das Resultat meiner Sitzung erzählen, die reine Wahrheit, ohne irgend einen Zusatz berichten, und vorher meine Überzeugung aussprechen, daß hier weder eine Täuschung stattgefunden hat, noch ein Einverständnis stattfinden konnte, weil der gegenwärtige Zeuge, mein verehrter Freund Herr Gathy, nicht nur ein vollkommen redlicher Mann, sondern auch durchaus nicht so genau mit meinen persönlichen Verhältnissen bekannt ist, um Einzelheiten, wie sie hier vorkommen, wissen zu können.

Wir schritten durch ein kleines Gemach in ein angrenzendes Zimmer, und nachdem Herr Marcillet uns

die Zusicherung gegeben hatte, daß wir Alexis mit vollem Vertrauen konsultieren könnten, sowie daß niemand sich in den Nebenzimmern aufhalten würde, faßte er ihn bei der Hand, bedeckte sich die Augen, wahrscheinlich um sich nicht durch Äußerlichkeiten stören zu lassen, und nach wenigen Sekunden schauerte der Magnetisierte zusammen, dehnte, streckte sich in seinem Lehnsessel und schloß die Augen. Der cidevant Commissionaire de Roulage verließ uns.

Ich setzte mich neben Alexis und gab ihm die Hand, indem ich einige Fragen, auf seinen augenblicklichen Zustand bezüglich, an ihn richtete, bei deren Beantwortung er uns die Versicherung gab, daß die Sitzungen ihn nicht ermüdeten, und daß er mir recht gerne antworten würde. —

Um mich keiner Selbsttäuschung hinzugeben, indem ich seine Antworten auf meine Fragen zu seinen Gunsten auslegte, zog ich es vor, ihm einige deutsche Briefe zu übergeben und ihn zu bitten, mir etwas über die Personen, welche dieselben geschrieben, und den Inhalt mitzuteilen. — Der Somnambule legte die Briefe — ohne sie zu öffnen — geschlossen auf seine Stirne, nachdem er dieselben einige Sekunden an seine Nase gehalten hatte. Ich wiederholte das Experiment mit drei verschiedenen Briefen und konnte mein gerechtes Erstaunen nicht verbergen, als Alexis mir nicht allein, ohne sich zu besinnen, den weiter unten angeführten Inhalt genau angab, sondern auch die Personen, welche die Briefe geschrieben hatten, bezeichnete, indem er entweder ihre Namen nannte oder dieselben mit einem Bleistifte auf ein vor ihm liegendes Blatt Papier

niederschrieb. Dies Schreiben, sagte Alexis, enthält eine unangenehme Nachricht, und als ich ihn ersuchte, mir mitzuteilen, welcher Art dieselbe sei, setzte er hinzu: »Il s'agit d'une perte d'argent!« Auf meine Bitte um Auskunft über den Schreiber des Briefes, bestimmte er dessen Alter mit großer Genauigkeit, meinte, es müsse »un agent de Change, un banquier« sein und fügte hinzu, er sähe ihn in seinem Bureau vor einem großen Fenster arbeiten, aus letzterem blicke man in ein größeres Zimmer, in welchem drei bis vier Personen schrieben. Er bestimmte den Ort und das Land, in welchem die Briefe geschrieben waren, auf das genaueste und erklärte, nachdem er das zweite Schreiben eine Minute in Händen gehabt hatte, dasselbe sei in derselben Stadt wie das erste, aber von einer Dame geschrieben. Dieselbe befinde sich in diesem Augenblicke »dans un vaste jardin« und habe zwei Kinder bei sich, das eine sei mein Sohn, das andere mein Neffe, ersterer nenne sich Carl. Der Brief sei von meiner Frau geschrieben. Alles, bis auf das letzte Faktum, traf zu. Ich machte Alexis darauf aufmerksam, und er verbesserte sich sogleich, indem er hinzusetzte — ich irre mich, die beiden letzten Seiten des Briefes sind aber an Ihre Frau gerichtet! — Ich war starr — denn es war also! —

Das dritte Schreiben, welches ich au hazard aus meiner Tasche unter andern Briefen hervorzog, war aus einer andern Gegend, aus einer andern Stadt. Alexis sagte: die Dame, welche den Brief geschrieben hat, befindet sich in diesem Augenblicke nicht mehr an demselben Orte, an welchem der Brief geschrieben wurde. Diese Bemerkung

nötigte mir ein ungläubiges Lächeln ab, und ich fragte, wo ist sie denn? Alexis ergriff seinen Bleistift und schrieb nieder — Francfort. Wenige Tage darauf empfingen wir ein Schreiben, in welchem jene Dame uns meldete, sie habe sich veranlaßt gesehen, einen Tag, dessen Datum sie bemerkte, in Frankfurt zuzubringen, und sei erst abends auf ihren gewöhnlichen Landsitz zurückgekehrt. Tag und Datum stimmten mit dem Tage und dem Datum meines Besuches bei dem interessanten Hellsehenden vollkommen überein! Noch mehr — Alexis sagte, die uns nahe befreundete Dame habe vier Kinder um sich, eines derselben sei ihr eigenes Kind, die drei andern aber die meinigen, und schrieb unaufgefordert die Namen derselben nieder. Bei dem ersten täuschte er sich — er schrieb Clara — ich berichtigte seinen Irrtum, worauf er nachdenkend den Kopf schüttelte und sagte: »je vois pourtant une jeune fille qui se nomme Clara!« — Clara hieß aber die Gouvernante meiner Kinder, welche indessen — o Wunder über Wunder — damals nicht bei ihnen anwesend, sondern auf Urlaub manche Meilen entfernt war. Woher kam ihm die Kenntnis ihres Daseins? Unterhielten sich die Kinder denn, während Alexis Seele bei ihnen war, von ihrer abwesenden Freundin? Eines der Kinder hieß Johann. Dieser nicht französische Name machte dem Somnambulen viel Kopfbrechen. Er setzte mehrere male den Bleistift an und schrieb Geo— Geo—, ich sagte ihm: »donnez-moi la main et traduisez le nom« — worauf er, ohne sich zu besinnen, Jean niederschrieb. — Eine genaue Beschreibung der Personen ver-

mochte er nicht zu geben, teilte uns aber mit, daß eins der jungen Mädchen unwohl sei. Auf unsre eifrige Frage, ob die Krankheit bedeutend sei, rief er hastig aus: »comment donc? puisque je vous dis qu'elle n'est pas couchée!« — Einige Wochen später hatten wir Gelegenheit, uns von der Wahrheit dieser Mitteilung zu überzeugen: eins der Kinder litt in jenen Tagen an einer kleinen Erkältung.

Nach diesen Proben seines hellsehenden Zustandes schien Alexis ermüdet zu sein, er klopfte an die Wand, Herr Marcillet erschien, erweckte ihn, und wir empfahlen uns.

Die Sache war so neu, so eigentümlich und so anziehend, daß ich, zu Hause angekommen, die Unterredung Wort für Wort niederschrieb und durch die Mitteilung derselben unsere Damen in Extase versetzte. Meine treue Reisegefährtin hatte eine gewisse Scheu, sich mit diesen geheimnisvollen Dingen zu befassen, während unsere Freundin mit Ungestüm in mich drang, sie zu Alexis zu führen, und eine unwiderstehliche Neigung in sich spürte, einen Blick in diese neue Welt zu thun. — Der nächste Morgen fand uns wiederum im Salon des Herrn Marcillet. Frau von ****** trat mit Alexis in Rapport. Was er ihr gesagt hat, darüber kann ich natürlich keine Rechenschaft geben, aber wir dürfen ihrer Versicherung glauben, daß er ihr Wunderdinge offenbarte, denn sie kam in hoher Aufregung zurück und meinte, Alexis habe ihre geheimsten Gedanken mitgeteilt — er sei ein wunderbarer Mensch!

Man hatte mir im voraus gesagt, daß die Beschäftigung mit dieser neuen Wissenschaft von allem anderen abziehe und sehr verführerisch sei. Ich fand diese Behauptung

vollkommen bestätigt. Nach dem ersten Besuche bei Alexis verbrachte ich einen großen Teil meiner Zeit mit Sitzungen bei verschiedenen Somnambulen, und sammelte einen reichen Schatz von Erfahrungen, von denen ich nur noch ein höchst merkwürdiges Faktum mitteile.

Ein berühmter Marinemaler, Herr Melbye, dessen persönliche Bekanntschaft ich Gelegenheit zu machen hatte, beschäftigte sich auch mit dem Magnetismus, sollte ungewöhnliche Kräfte entwickeln und hatte eine junge Somnambule zu seiner Verfügung. Er erbot sich, uns eine Sitzung zu gewähren, was ich um so lieber annahm, als mir hier Gelegenheit ward, Personen kennen zu lernen, die sich mit dem Magnetismus beschäftigen, ohne ein Geschäft daraus zu machen. Auch meine Begleiterin überwand ihre Abneigung und folgte meinem Rat, der Sitzung beizuwohnen.

Das, was ich jetzt mitzuteilen gedenke, grenzt an das Unglaubliche; ich erkläre deshalb nochmals, daß ich nur getreu erzähle, was ich erlebt habe, — und daß ich durchaus jeden phantasiereichen Zusatz streng vermeiden werde.

Die junge Dame war die Tochter eines Lithographen. Sie hatte starke Züge, die, übrigens schönen Augen lagen ungewöhnlich weit auseinander; im ganzen war das interessante Gesicht eher häßlich, wie hübsch zu nennen. Sonderbarer Umstand! — gleich Alexis, hatte sie eine unbegreifliche Leidenschaft für das Theater. Sie bildete sich bei Mademoiselle Georges, einst von großer Schönheit, der Geliebten des Kaisers Napoleon und einer berühmten Schauspielerin, in der Deklamation aus und studierte jetzt gerade Phèdre ein, wie

sich denn überhaupt Anfänger in der Schauspielkunst oft gerade an das Schwierigste zu wagen die Kühnheit haben.

Mademoiselle ward in kurzer Zeit durch den energischen Willen des Herrn M. eingeschläfert und erklärte, bereit zu sein, auf unsere Fragen zu antworten. Ich hatte einen unscheinbaren Gegenstand — ein aus einem abgeblaßten breiten Bande gearbeitetes Nadeltäschchen, dessen Ursprung mir wohl bekannt war, zu mir gesteckt, ohne irgend jemand von meiner Absicht zu benachrichtigen. Ich zog dasselbe, um jeden Verrat zu hindern, erst nachdem Mademoiselle hellsehend war, aus meiner Tasche und gab es ihr. Meine Gefährtin erschrak, als sie das Täschchen erblickte. — Mademoiselle legte dasselbe auf ihre Stirn und sagte nach kurzem Nachdenken: Dies Band kommt von einer jungen Dame her, welche vor längerer Zeit gestorben sein muß, — puisque, setzte sie hinzu, je ne vois que des débris d'elle. — Weiter darf ich nichts sagen, begann sie wieder nach einer kleinen Pause, denn es ist eine nahe Verwandte von der Verstorbenen hier im Zimmer! — Unser Erstaunen war groß, und ein Schauder durchrieselte Mark und Bein bei diesen Enthüllungen, welche die Wahrheit, die ganze Wahrheit enthielten. — Meine Gefährtin, durch das geheimnisvolle Treiben in keine geringe Aufregung versetzt, und durch die Erinnerung an eine geliebte, teure, nahe Verwandte und Freundin schmerzlich berührt, hatte dennoch den Mut, der Somnambule die Hand zu reichen und sie unter der Versicherung, daß sie alles ertragen könne, zu bitten, weiter fortzufahren. — Mademoiselle gab uns nun

eine genaue Beschreibung des Charakters an, der Krankheit der Dahingeschiedenen, welche mit der Wahrheit genau übereinstimmte, und unsere Bestürzung nur noch vermehrte. Die junge Dame gewährte uns noch verschiedene Sitzungen, es würde zu weit führen, hier ein Weiteres mitzuteilen, aber in den Falten meines getreuen Gedächtnisses sind die interessanten Unterhaltungen und gewichtigen Aufschlüsse, die wir erhielten, sicher bewahrt. Diese kleine Episode unseres Pariser Aufenthaltes wird uns unvergeßlich bleiben.

In Paris giebt es Gesellschaften, die sich ausschließlich mit wissenschaftlichen Untersuchungen über den Magnetismus unausgesetzt beschäftigen. Der Baron Du Potet, ein ehemaliger Arzt und bekannter Schriftsteller, hält jeden Sonntag Mittag Vorlesungen mit Experimenten, zu welchen es nicht ganz leicht ist, Zutritt zu erhalten. Mein Freund G., der sich in die zauberischen Tiefen dieser alten und doch wiederum neuen Wissenschaft ganz vertieft hat und jetzt beschäftigt ist, seine Anschauungen darüber zu veröffentlichen, hatte die Güte, uns hinzuführen, und ich danke ihm noch heute dafür; denn was wir dort gesehen haben, ist so wunderbar, daß es uns mit Entsetzen erfüllte, dennoch bin ich vollkommen überzeugt, daß wirklich ein geheimnisvoller, unerklärlicher Einfluß, aber keine betrügerische Täuschung stattgefunden hat. Ich nehme keinen Anstand, mich öffentlich für einen Gläubigen zu bekennen, obgleich Frau von ******, welche uns begleitete, gerade das Gegenteil that; leider sind nur zu viele Menschen geneigt, alles, was sie nicht begreifen, für Betrug zu erklären.

Baron Du Potet ist Mitarbeiter des Journal du Magnetisme, welches einmal wöchentlich erscheint. Die Abonnenten zahlen dafür zehn Franken und haben das Recht, den Sonntagssitzungen beizuwohnen, zu welchen übrigens niemand für Geld, sondern nur aus persönlicher Gunst zugelassen wird. Das Journal hat natürlich nur einen beschränkten Leserkreis, und es kann deshalb bei den Versuchen selbst keine Täuschung aus pekuniärem Interesse vorausgesetzt werden. Der Baron ist ungefähr 50 Jahre alt, hat ein ausdrucksvolles Gesicht und durchaus nichts von einem Charlatan; an der rechten Hand fehlt ihm ein Finger. — Es mochten ungefähr 60 den höheren Ständen angehörige Personen gegenwärtig sein. Baron Du Potet eröffnete die Sitzung mit einem geistreichen, freien Vortrage, in welchem er die Ansicht entwickelte, daß die alten Magier nur Magnetiseure, die verzückten Nonnen in den Klöstern nur Magnetisierte gewesen seien, und die Beweise vorzulegen versprach, daß er diese alte Wissenschaft wieder entdeckt habe, indem er zum Schlusse jedermann, der da glaube, daß bei seinen Experimenten Täuschung oder Einverständnis stattfinde, aufforderte, hervorzutreten und ihn des Betruges zu überführen. — Er begann darauf seine Versuche, indem er die Damen fragte, ob sich eine oder die andere von ihm magnetisieren lassen wolle. Frau von ******, welche uns begleitet hatte, erbot sich sogleich dazu, und siehe da, die schöne Ungläubige neigte ihr Köpfchen auf die Seite, indem sie sanft entschlief und nun zum lautlosen Erstaunen der Anwesenden mit geschlossenen Augen den Bewegungen

der Hand des Barons folgte. Sie beugte den Oberkörper vorüber oder warf ihn zurück, je nachdem der Magnetiseur die Hand vor- oder rückwärts bewegte. Ja das Köpfchen tanzte auf dem schlanken Halse nach seinem Willen auf und ab, — bis er den Zauber zerstreute und seine willenlose Gefangene freigab. Es wurden nun auch andere Versuche mit Herren oder Damen angestellt, welche teils ge-, teils mißlangen. Geräusch, störendes Gespräch und Zugluft sollen das magnetische Fluidum schwächen, weswegen um die größte Ruhe gebeten wurde, welche auch nur durch einen kleinen Accident unterbrochen wurde, der unter dieser schweigsamen Gesellschaft um so größeres Aufsehen machte. Ein junger Étudiant de médicine ließ sich wirkungslos magnetisieren, aber das Fluidum wirkte auf eine entfernt sitzende Dame; sie begann einzuschlafen, und der junge Mann, welcher sein Vergnügen daran zu haben schien, setzte sein unerlaubtes Spiel fort, indem er dieselbe starr fixierte. Der Begleiter jener Dame, sanguinischen Temperamentes, erzürnte sich über den Scherz, machte eine drohende Miene und rief endlich dem Studenten mit Stentorstimme zu: »cessez, Monsieur, où je vous punirai de votre insolence.«

Der Baron setzte inzwischen seine Versuche fort, und das magnetische Fluidum, mit welchem sich das Zimmer sättigte, äußerte allmählich seine Wirkung auf eine Menge Personen, mit denen er sich garnicht beschäftigte. Ein großer starker Mann begann am ganzen Leibe zu zittern, mehrere Damen wurden nur mit Mühe wach erhalten, ein

junger schwächlich aussehender Mensch fiel in den tiefsten Schlaf, eine alte Dame, mit einem großen Regenschirm bewaffnet, erhob sich mit festgeschlossenen Augen, schritt durch das ganze Zimmer zum Fenster, indem sie, immer geschlossenen Auges, starr aus demselben blickte, und eine andere junge Dame, welche in der Nähe des unbegreiflichen Du Potet saß, bekam heftige Krämpfe und mußte fortgebracht werden. — Spielten nun alle diese Personen Komödie und wem zu Ehren? oder regte in der That eine geheimnisvolle Macht sie zu ihren Handlungen an? Ich glaube das Letztere. Später ward ein Fenster geöffnet und der Zauber verschwand mit der frischen Luft, die wir schöpften.

Der Baron zeichnete nun mit Kreide eine gerade Linie auf den Boden und führte den wieder erweckten schwächlichen jungen Mann auf dieselbe, indem er behauptete, der Einfluß der magnetisierten Linie auf denselben sei so groß, daß die brutalste Gewalt nicht imstande sein würde, ihn von der Stelle zu bringen. Er forderte die Anwesenden auf, ihre Kräfte an ihm zu versuchen, und zwei große bärtige breitschultrige Männer faßten den schmächtigen Jüngling um den Leib und waren anscheinend nicht imstande, ihn auch nur einen Zoll zu bewegen. Er wand und krümmte sich, knirschte mit den Zähnen, während die Männer ob der schweren Arbeit stöhnten und seufzten, bis daß der Baron sie ersuchte, abzulassen, da dem jungen Manne ein Blutgefäß in der Brust springen könnte. Er löschte die Linie sorgfältig aus.

Waren es natürliche Kräfte, oder war es der Einfluß der geistigen Kraft, welche den heftigen Widerstand organisierte? Ich vermag keine Auskunft darüber zu geben, der Kampf war aber wirklich da und keine Täuschung.

Inzwischen hatte sich eine Dame, groß, schlank von Figur, aber unschön, mit sehr dunklem Teint, großen hervortretenden Augen, anscheinend in einem Zustande seligen Entzückens, unaufgefordert von ihrem Sitze erhoben; sie trat, unbekümmert um die Umgebung, in die Mitte des großen Gemaches; die Arme waren erhoben, die Augen gen Himmel gerichtet, um ihr Gesicht schwebte ein verklärtes Lächeln, und sie, die Häßliche, glich, ich wage es auszusprechen, einer vom Himmel herabgestiegenen Erscheinung. Ihre Bewegungen, ihr Gesichtsausdruck, ihre Verzückungen, anders darf ich sie nicht nennen, waren so natürlich schön, daß ich mir sagte, keine Schauspielerin — und hieße sie selbst Rachel — ist imstande, so Komödie zu spielen. Das, was wir sahen, ward durch eine andere Macht hervorgerufen. Die Dame warf sich zuletzt vor dem Bilde Mesmers, des Entdeckers des modernen Magnetismus, nieder und rief mit erhabenem Pathos: »Oh grand Mesmer!« Ich erzähle weiter und lasse mich weder durch dein ungläubiges, spöttisches Lächeln, freundlicher Leser, noch durch deine sarkastischen Bemerkungen über den Tropf, der da Überirdisches erblickte, wo nur ein grober Betrug seine Sinne gefangen hielt, irre machen, dir auch den letzten Akt der merkwürdigen Sitzung mitzuteilen.

Baron Du Potet erzählte seinen Zuhörern nun von seinem magischen Zauberspiegel, in welchem jeder, der von ihm magnetisiert sei, Wunderdinge erblicke. Er holte ihn herbei, und es entwickelte sich eine Scene, welcher die Damen lieber nicht beigewohnt hätten, mehrere wurden unwohl, mußten fortgebracht werden, und selbst unsere Freundinnen, die bis dahin tapfer ausgehalten hatten, wurden von einem solchen innern Grauen erfaßt, daß sie das Zimmer wenigstens für einen Moment verließen. Kaum hatte sich nämlich der Baron mit dem ovalen Spiegel, der kein Glas, sondern Pappendeckel mit Silberpapier beklebt und mit magischen Zeichen bedeckt, enthielt, in die Mitte des Kreises gestellt, als nach wenigen Minuten eine Dame, welche weit im Hintergrunde saß und nicht von ihrem Manne zurückgehalten werden konnte, sich durch die vor ihr Sitzenden drängte, die Bänke übersprang und mit rasender Leidenschaft auf den Spiegel stürzte, ihn mit unwiderstehlicher Kraft den Händen des Barons entriß und nun mit unverwandtem Blicke in denselben starrte. Die aufgeregteste Phantasie kann sich kein Bild von dem Anblick, der sich uns zeigte, entwerfen. Die Dame war kein Weib mehr — denn der entfesselte Grimm eines wilden Tieres, einer wutschnaubenden Hyäne, der man ihr Junges entreißen will, zeigte sich, wenn der Baron ihr den Spiegel nehmen oder sie beruhigen wollte. Sie stampfte mit den Füßen, ihre Augen rollten unheimlich, sie sprang in die Höhe, indem sie förmlich dabei heulte, bis daß es endlich gelang, ihr den Spiegel zu entwinden und zu verbergen. Dann entfernten sie ihre

Angehörigen. — Ein junger Mann, der nun in den Spiegel blickte, löste sich in Wehmut und Thränen auf, er mußte das Zimmer verlassen und kam nach einer Weile mit rotgeweinten Augen zurück. — Eine junge Engländerin, die mit ihrem Manne, einem aus Ostindien zurückgekehrten Offizier, erst wenige Tage in Paris war und einer spätern Sitzung beiwohnte, wollte, trotz des Zuredens ihrer Eltern und ihres Mannes, nicht in den Spiegel blicken. Endlich gab sie nach und ihr schönes Gesicht lächelte lieblich, indem sie mißbilligend den Kopf schüttelte; auch sie war heftig erregt, als man ihr den Spiegel nehmen wollte.

Was sahen alle diese Personen, Vergangenes, Zukünftiges? sahen sie das, was Du Potet wollte, daß sie sehen sollten, oder spiegelte sich in dem magischen Bilde nur der eigene Charakter ab? War jene Furie vielleicht im häuslichen Leben eine Megäre, weinte der junge Mann über dem Bilde einer vergeudeten Jugend, und lächelte die Engländerin den Spielen ihrer Kinder als treue Mutter zu?

Es kann mir, dem unwissenden Laien, nicht einfallen, Meinungen auszusprechen oder alles das zu wiederholen, was ich bei zahlreichen Unterhaltungen mit Du Potet und andern Magnetiseuren gehört habe; wer sich, durch meinen Bericht angeregt, näher über den Gegenstand belehren will, dem empfehle ich Ennemosers Geschichte der Magie, Du Potets Manuel du Magnetiseur und vor allem die Seherin von Prevorst von Kerner zu lesen und dann selbst Versuche anzustellen. Es wohnt einem jeden Menschen die magnetische

Kraft inne, dem einen mehr, dem andern weniger; trotz aller gegenteiligen Versicherungen der Ärzte sind zu allen Zeiten Menschen durch Handauflegen geheilt worden, von Pyrrhus und Vespasian bis auf die Könige von Frankreich, England und den Fürsten Hohenlohe. In dem letzten Dezennium haben hellsehende Somnambulen aber der leidenden Menschheit die größesten Dienste geleistet. In Paris, in Wien, in St. Petersburg und hundert anderen Städten haben Leute, die ein Geschäft daraus machen, und auch Dilettanten magnetische Kuren vollbracht oder Leidende geheilt, indem sie dem Rate hellsehender Somnambulen folgten. Indessen giebt es auch zahllose Betrüger und Betrügerinnen unter diesen modernen Sybillen, deshalb sehe man sich vor und befolge nicht ohne weiteres die Ratschläge, die erteilt werden, sondern konsultiere stets dabei einen vorurteilsfreien Arzt. Manche Somnambulen eignen sich gerade für die Beratung in Krankheitsfällen, andere beschäftigen sich vorzugsweise mit weltlichen Dingen. Alexis hat z. B. in vielen Fällen gestohlenes Gut nachgewiesen oder auf die Spur der Diebe verholfen. Ich glaube, er war es, der Herrn Fould, als vor einigen Jahren in dessen schönes Schloß Rocquencourt eingebrochen, und für 12 000 Francs Silber gestohlen ward, die Diebe, welche verurteilt und auf die Galeeren geschickt wurden, angab; erwiesen ist es, daß durch seine Mitteilungen einer russischen Fürstin die gefährliche Hausdiebin entlarvt wurde, welche die Familie seit längerer Zeit beträchtlich und noch während unseres Aufenthaltes in Paris bestohlen hatte.

Wir waren übrigens nicht die einzigen Fremden, welche sich von dem mysteriösen Alexis Enthüllungen machen ließen. Bei einem heitern Mahle in dem prächtigen St. Germain, zu welchem man die Güte hatte uns einzuladen, schlossen wir angenehme Bekanntschaften, denen wir nichts dringender empfahlen als einen Besuch bei dem Somnambulen. Nach Monaten hatten wir das Vergnügen, von ihnen zu hören und ihre Zufriedenheit und ihren Dank für unsere Empfehlung entgegenzunehmen, sie gehörten fortan zu den Gläubigen.

Nachdem ich nun der Wahrheit gemäß alles berichtet habe, was wir selbst erlebten, füge ich eine kurze Erzählung hinzu, welche nach meiner unmaßgeblichen Ansicht die unendliche Wichtigkeit des Magnetismus für tausenderlei Fälle auf das treffendste illustriert, und die man mit um so größerem Interesse lesen wird, als durch die Nennung aller Namen jeder Zweifel an der Wahrhaftigkeit derselben niedergeschlagen wird.

Sie heißt:

Ein Dokument
zu gunsten des Magnetismus.

Nichts ist so brutal beweisend als eine Thatsache.
(Broussais.)

Es ist der Oberst Gurwood, Gouverneur des Towers von London, welcher erzählt.

. . . . Einige Minuten später schläferte mein Wirt durch die alleinige Beständigkeit seines Blickes einen jungen,

blassen, in einem Lehnstuhl sitzenden Mann, dessen nervöse Bewegungen die Zuschauer peinlich berührten, ein. Nach einem kurzen Kampfe schlief der Patient, und dem natürlichen Schlafe folgte bald jene wunderbare Stimmung, welche zu reden und zu handeln gestattet.

Der Magnetiseur war Herr Marcillet, der Magnetisierte Alexis Didier.

Nach verschiedenen Übungen, unter welchen Alexis auch mit dreifach verbundenen Augen mit mir Ecarté spielte, setzte ich mich in seine Nähe, gab ihm die Hand, und wir plauderten.

„Mein Freund," sagte ich ihm, „ich bin ein Ungläubiger, aber ich bin ehrlich; fürchten Sie deshalb von mir keine systematische Opposition."

„O! ich weiß es, Sie sind zu vernünftig, um den Augenschein zu leugnen, und haben zu viel Herz, um den nicht zu lieben, der Sie liebt. . . . Und ich liebe Sie, Engländer der Sie sind, ich liebe Sie, weil Sie einem Franzosen großmütiger Weise das Leben gerettet haben."

Sonderbar durch diese Worte bewegt, bitte ich ihn, fortzufahren.

„Ja," fährt Alexis fort, „es ist lange her! Es sind," fügte er nach einer Pause hinzu, „wohl dreißig Jahre her. Die Geschichte ist da unten, im Süden, während des Winters passiert, in einer wilden Gegend. Es ist Nacht, und ihre Truppen, mit Sturmleitern versehen, begeben sich unter die Mauern eines festen Platzes . . . . Gott welcher Lärm, welches Handgemenge . . ."

„Armer Mann, Sie sind verwundet," sagt Alexis, indem er seine Hand auf meinen Kopf legt, „da ist der Hieb. Aber Ihre Wunde hält Sie nicht ab. Ich sehe von weitem, wie Sie den Sturm anführen, ich sehe Sie auf der Bresche, erstickes Geschrei schlägt an mein Ohr: englische Soldaten umgeben einen Franzosen, den sie töten wollen! Sie laufen herbei — Sie schlagen mit Ihrem Arm die drohenden Waffen zurück, und Sie befehlen, daß man seiner Tage schone. O wahrhaftig, ich habe Sie sehr lieb! Der Offizier folgt Ihnen nach einem viereckigen Turm, wo mehrere seiner Kameraden zu Gefangenen gemacht wurden. Sie durcheilen die Stadt, um ihren General aufzusuchen, an welchen auf Ihren Befehl der französische General seinen Degen übergiebt . . . ."

„Und was ist aus dem Degen geworden?"

„Ihr General machte Ihnen denselben zum Geschenk, und Sie besitzen ihn noch in London, er hängt an der Wand Ihres Zimmers. Die Klinge ist noch dieselbe, aber die Scheide ist im Jahre 1827 gewechselt worden."

„Und der Offizier, dem ich das Leben rettete, lebt er noch?"

„Ja, er lebt, und seit langer Zeit haben Sie vergebliche Schritte gethan, um ihn aufzufinden. Aber seien Sie guten Muts, kommen Sie morgen wieder — wir werden ihn entdecken."

Bewegt, aufgeregt durch das, was ich gehört hatte, verließ ich Herrn Marcillet, nicht wissend, was ich glauben oder denken sollte, denn Alexis hatte die Wahrheit geredet.

Ja, am 10. Januar 1812 ward ich bei der Belagerung von Ciudad Rodrigo an derselben Stelle, welche Alexis mit seiner Hand bezeichnet hatte, am Kopfe verwundet. —

Ja, in derselben Nacht hatte ich das Glück, einem französischen Offizier das Leben zu retten.

Ja, ich erhielt von Lord Wellington den Degen des Generals Barrié nach der Erstürmung der Festung.

Ja, die Scheide des Degens war im Jahre 1827 umgewechselt worden.

Ja, ich hatte versucht, den Offizier, welchem ich das Leben gerettet hatte, wieder aufzufinden, weil der General Napier (in seiner Geschichte des Krieges der Halbinsel) mir die Ehre verweigert, Ciudad Rodrigo gestürmt zu haben und den Major Machis als denjenigen bezeichnet, dem der Degen gebühre, welchen Lord Wellington mir gegeben hatte. Urteilen Sie also, von welcher Wichtigkeit es für mich sein mußte, einen Zeugen wiederzufinden, der die Wahrheiten dieser nun schon 30 Jahre alten Thatsachen beglaubigen konnte. Unglücklicher Weise besaß ich gar keine Anknüpfungspunkte, welche ich bei meinen Nachforschungen zu benutzen imstande war.

Am andern Morgen kehrte ich zu Alexis zurück, den ich mit Fragen bestürmte.

„Ich gestehe," antwortete der Somnambule, „daß ich Schwierigkeiten finde, ihn in allen Phasen seiner militärischen Laufbahn zu verfolgen: er ist in meinem Geiste mit anderen Offizieren, welche ebenfalls bei der Belagerung gegenwärtig waren, vermischt."

„Wir müssen sorgfältig forschen, doch ja, ich sehe unsern Mann ungefähr acht Jahre später in Paris, Rue .... Saint Antoine, in der Nacht ..... Man übergiebt ihm ein sehr wichtiges Papier, und er eilt mit der Kompanie, welche er als Kapitän befehligt, nach der Rue de Richelieu, nahe der königlichen Bibliothek, woselbst aufgeregte Volkshaufen versammelt sind. Ach, ein furchtbares Ereignis hat sich zugetragen ...."

„Was war denn vorgefallen?"

„Ein Verbrechen, ein Mord ist an einer erlauchten Person verübt worden ...."

„Nun, Alexis, Sie schweigen? Folgen Sie dem Kapitän bis auf unsere Tage, und sagen Sie mir, wo ich ihn suchen müsse."

„Ich suche ihn vergeblich, mein Blick kann ihn nicht erreichen, aber hören Sie, wenden Sie Sich an den Obersten des 42. Linien-Regiments, welches in Valenciennes in Garnison liegt. Sie brauchen sich indessen nicht zu übereilen, denn wenn Sie ihm heute schrieben, würde er Ihren Brief nicht sogleich erhalten; er ist in Maubeuge."

Neugierig, diese Thatsachen zu bewahrheiten, ziehe ich den Staatskalender zu Rat und schreibe an Herrn Husson, Obersten des 42. Regimentes, in Valenciennes in Garnison.

Fünf Tage nachher empfange ich vom Obersten Husson eine Antwort, in welcher er sich wegen der, durch eine kleine Inspektionsreise verspäteten Antwort entschuldigt. Er war nicht bei dem Sturm auf Ciudad Rodrigo, aber sein Bruder, dessen Adresse er mitteilt.

Ich schrieb sogleich diesem Herrn und erhielt folgende Antwort:

Nachdem er seine Gegenwart bei der Erstürmung bestätigt hat, fährt Herr Husson so fort:

Es wurde mir mitgeteilt und ich habe es von verschiedenen englischen Offizieren während meines Aufenthaltes im Hauptquartier wiederholt sagen hören, daß ein Offizier von der Voltigeur-Kompagnie, welcher mit der Verteidigung der kleinen Brèche beauftragt war, angegriffen wurde und von den Soldaten massakriert worden wäre, wenn er nicht den „maurerischen Hülferuf" hätte ertönen lassen. Ein Offizier rettete ihn und hatte eine unausgesetzte Aufmerksamkeit für ihn, er empfahl ihn seinen Kameraden auf der Route, welche die Garnison verfolgte, ich glaube bis Lissabon. Sie waren es ohne Zweifel, Oberst, der inmitten eines lebhaften Gefechts diesem Offizier, dessen Namen ich nie erfahren habe, das Leben rettete.

Paris, 17. Januar 1843.

gez. Husson,
Oberst der Artillerie a. D.

Ich teilte diesen Brief am nämlichen Tage Alexis mit.

„Mut! rief er mir zu, wir sind auf gutem Wege. Bei Ihrer Rückkehr nach London ziehen Sie alle Dokumente, welche auf die Monate Januar und Februar des Jahres 1812 Bezug haben, zu Rate, und ich garantiere Ihnen den Erfolg."

Einen Monat später war ich im Tower zu London, die Papiere Lord Wellingtons, welche auf den spanischen Krieg in

jener Zeit Bezug hatten, durchstöbernd . . .; auf einmal fallen meine Augen auf folgende Überschrift: »Bonfilh 34me léger.«

Der Name frappiert mich mit Blitzesschnelle, ich fühle mich von einer unwillkührlichen Überzeugung ergriffen und öffne den Brief, indem ich ausrufe, kein Zweifel mehr, er ist es!

Durch diesen Brief, unterzeichnet Bonfilh, ersuchte ein französischer Offizier den Lord Wellington, seine Briefe an die Vorposten zu senden. — — —

Es lag darin nichts, was mir Gewißheit geben konnte, demungeachtet schrieb ich, durch eine innere Stimme getrieben, an den Oberst d'Artois, Sekretär des Befestigungs-Komitee von Paris, indem ich ihn bat, Nachsuchungen in den Bureaus des Kriegsministeriums halten zu lassen.

Der Oberst d'Artois antwortete mir, daß kein Offizier Namens Bonfilh in den Cadres der Armee existiere, aber er sandte mir ein Certifikat, daß der Kommandant Bonfilh, welcher im 34. Regiment gedient hatte, seine Pension in Villeneuve-d'Agen beziehe und in Villa-real (Lot et Garonne) lebe.

Am 23. April 1844 schrieb ich dem Kommandanten Bonfilh und benachrichtigte ihn von meinen Nachsuchungen und meinen Hoffnungen, und am 7. Mai 1844 empfing ich folgenden Brief:

Villa-real (Lot et Garonne), 1. Mai 1844.

Herr Oberst Gurwood!

Ich empfing Ihren Brief vom 23. April, in welchem ich mit dem lebhaftesten Interesse die Details über die Einnahme von Ciudad Rodrigo gelesen habe.

Nach dem, was Sie mir mitteilten, Herr Oberst, kann kein Zweifel mehr existieren: ich bin der französische Offizier, den Sie so edelmütig retteten, und den Sie seit so langer Zeit suchen.

Ich erinnere mich, daß ich, als Sie zu meiner Hilfe kamen, auf der Erde lag, von 6 bis 8 englischen Soldaten umgeben, von denen einige mich mit dem Bajonett niederhielten, während andere mir meine Uniform abrissen und das Geld raubten, welches ich bei mir trug. Sie liefen herzu, Herr Oberst, ließen die Soldaten zurücktreten und nahmen mich unter ihren Schutz. Wir begaben uns nach dem viereckigen Turme, in der Nähe des Thors von Almeida, wo der Herr General Barrié sich Ihnen mit den Worten ergab: „Achten Sie unsere Soldaten!" Der General bot Ihnen seine Uhr an, aber Sie antworteten ihm: „Behalten Sie Ihre Uhr, General, die Ehre hat uns hierher geführt und nicht die Plünderungssucht". Er wollte Ihnen darauf seinen Degen übergeben, Sie lehnten dies aber ab und sagten: „Folgen Sie mir, Sie werden denselben dem General Lord Wellington überliefern".

Ich muß hinzufügen, Herr Oberst, daß, wie wir als Gefangene weggeführt wurden, Sie mich in ein Haus in dem kleinen Dorfe El Codon brachten, wo man mir eine Tasse Rum und ein kleines Kommißbrod auf die Reise gab. Sie hatten endlich noch die Güte, mich bis an die erste Kolonne der Gefangenen zu begleiten, und ohne Sie, Herr Oberst, würde ich ohne Zweifel von den Spaniern erwürgt worden sein, ehe ich dieselbe erreicht hätte.

Ich habe mir oft vorgeworfen, es überſehen zu haben, mich nach dem Namen meines Wohlthäters zu erkundigen, ſonſt würde ich, das dürfen Sie mir glauben, Ihnen zuerſt geſchrieben haben, um Ihnen meinen lebhaften und ewigen Dank auszuſprechen. Meine Wünſche für Ihr Wohl ſteigen zum Himmel empor, und ich bitte Sie, mir einige Momente Ihrer Muße zu widmen, um mir zu ſchreiben.

Derjenige, welcher ihnen das Leben verdankt.

gez. Bonfilh,

Bataillons-Chef a. D., Offizier der Ehrenlegion.

Endlich erhielt ich alſo den Preis für alle meine Sorgen! Der Brief des wackern Kommandanten machte mich ſo glücklich, daß ich mir vornahm, ihn bei meiner erſten Reiſe nach Frankreich aufzuſuchen, und jetzt komme ich, mein junger Freund, von Villa-real zurück, wo ich die glücklichſten Tage meines Lebens zubrachte. —

Der Kommandant Bonfilh erzählte mir ſeine Lebensgeſchichte, welche übrigens ganz mit dem, was Alexis ſagte, übereinſtimmte. So war es z. B. am 13. Februar 1820, daß Bonfilh, Kapitän im 47. Linien-Regimente, in Paris in Garniſon liegend, die Ronde machte, als man ihn von der Ermordung des Herzogs von Berry benachrichtigte. Er begab ſich ſogleich mit ſeinen Truppen nach der Rue Richelieu und blieb die Nacht auf dem Poſten der königlichen Bibliothek. . . .

Oberſt, ich bin ſtarr vor Erſtaunen. Der Magnetismus ſpielt eine ſo große Rolle in Ihrer Erzählung, daß Sie

mich beinahe zum Gläubigen stempeln! Mein erster Besuch in Paris ist Herrn Marcillet zugedacht. . . .

Mein Reisegefährte blieb in Orleans, und ich traf allein in Paris gegen 7 Uhr morgens ein.

Um 2 Uhr nachmittags desselben Tages klopfte ich bei Herrn Marcillet an, und glücklicherweise war Alexis zugegen.

Der Herr des Logis empfing mich sehr artig und setzte mich auf mein Verlangen mit dem Somnambulen in Rapport.

Ich redete Alexis an: „Mein werter Herr, sagte ich ihm, würden Sie wohl erraten können, wer ich bin? . .“

Seine ersten Worte waren: „Sie sind ein Freund vom Oberst Gurwood!“ —

Solche außerordentlichen Fälle wie der vorstehende sind nicht vereinzelt vorhanden. Dr. D. W. Haddock erzählt uns in seinem höchst interessanten Buche »Somnolism and Psycheism« mehrere Fälle, wo seine sehr hellsehende Somnambule verlorene Sachen wieder entdeckte, die Diebe gestohlenen Geldes nachwies oder wenigstens Nachweisungen gab, um den Bestohlenen wiederum zu ihrem Eigentume zu verhelfen.

In Deutschland hat der fünfzehnjährige Sohn des großherzoglich weimarschen Superintendenten Dr. Görwitz die überraschendsten Proben während natürlich-magnetischen Schlafes abgelegt. Der Name des Vaters, eines angesehenen Geistlichen, sowie des Herausgebers des darüber erschienenen

Buches, eines Arztes und Bruders des Somnambulen, legen Zeugnis dafür ab, daß es hier wenigstens weder auf eine niedrige Geldspekulation noch auf eine absichtliche Täuschung abgesehen sein kann. —

Aber es wird — ob mit Recht oder Unrecht, will ich dahingestellt sein lassen — behauptet, die geheimnisvollen Erscheinungen des Somnambulismus seien auch nicht ohne Einfluß auf die europäische Politik geblieben. —

Es wird (ich bitte zu erwägen, daß ich nur berichte) erzählt, der König Louis Philipp habe in seiner Schwester, der Prinzessin Adelaide, eine ungemein lucide Somnambule besessen, die in ihrem magnetischen Schlafe ihm die Ratschläge erteilte, welche die leitenden Grundsätze seiner Politik bildeten. Namentlich habe sie ihn auch von jedem Mordanfalle und dessen Ausgang vorher benachrichtigt; dadurch sei denn auch seine so vielseitig bewunderte Kaltblütigkeit ganz einfach zu erklären.

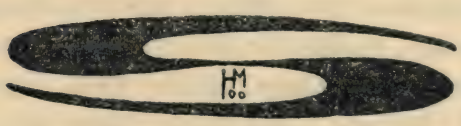
Es ist zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Personen die Frage aufgeworfen worden, warum denn die Magnetiseure, anstatt mühselige und sich täglich wiederholende Sitzungen zu 10 oder 20 Franken zu halten, ihre Somnambulen nicht dazu benutzen, ihnen den Gang der Rente zu prophezeien, das große Loos zu bezeichnen, oder die Nummern in der nächsten Ziehung der Zahlenlotterie zu benennen. Ich machte dieselbe Bemerkung, und Herr Marcillet, mit dem ich darüber sprach, sagte mir, daß alle von ihm mit Alexis angestellten Versuche gescheitert seien. Von anderer wohl unterrichteter Seite hörte ich aber, daß

alle Somnambulen, sobald man habgierige Projekte unter ihrer Mitwirkung ausführen will und deshalb Fragen im oben angedeuteten Sinne an sie richtet, stille schweigen und jede Antwort verweigern.

Man darf sich nicht abhalten lassen, Clairvoyants zu konsultieren, weil man z. B. Schmerzliches über das Leben und die Gesundheit naheſtehender Personen zu erfahren befürchtet. Der Takt und das Ahnungsvermögen dieser begabten Wesen ist so groß, daß sie nie und unter keiner Bedingung etwas sagen werden, was erschüttern oder verletzen könnte, wenn nahe Verwandte oder die Person selbst die Fragen an sie richten. Der Somnambule hüllt sich dann in ein verstocktes Schweigen, seine Fernsicht verliert sich, und weder Zureden noch Drohungen vermögen es, ihm auch nur eine auf den Gegenstand bezügliche Antwort abzunötigen. —

Der Magier Herrmann, der vor einigen Jahren seine Kunststücke in Deutschland produzierte und das Publikum glauben machte, daß seine Frau, welche mit verbundenen Augen auf der Bühne saß, somnambul sei, täuschte dasselbe in geschickter Weise. Er war mit ihr im Einverständnis, und die Art und Weise, wie er seine Fragen stellte, französisch, deutsch oder englisch, belehrte sie über die zu gebende Antwort. Die Täuschung war vollkommen, Madame Herrmann antwortete nie falsch, die Gatten hatten unter sich unfehlbare Zeichen verabredet, so daß das Wort des Einen dem Andern den Schlüssel zu seinen Gedanken gab. Ich weiß wohl, daß man sich in Paris nicht immer

mit solchen harmlosen Täuschungen begnügt, sondern daß eine Menge Magnetiseure und Somnambulen so recht eigentlich darauf ausgehen, den gläubigen Seelen durch betrügerische Kunststücke das Geld abzunehmen — aber wie der große Dichter sagt: Das schädlichste Vorurteil ist, daß irgend eine Art Naturerscheinung mit dem Bann belegt werden könnte.



Die Ankunft des Lord-Mayors und seiner Genossen, der Aldermen, brachten dem Leben in Paris, welches durch die Londoner Ausstellung in der That gelitten hatte, vermehrte Nahrung. Die Hotels füllten sich; in dem unsrigen wurden an einem Tage 200 Personen abgewiesen, und die schaulustige Menge sah mit Erwartung den pomphaft angekündigten Fêten entgegen. Eines Morgens fanden wir denn auch in unserem Hotel Einladungen des Préfet de la Seine, Mr. Berger, zum Concert und Ball in dem Hôtel de ville; von dem Präsidenten der Republik zu einer großen Fête in Saint Cloud, nebst Einlaßkarten zu dem Feste in Versailles und dem großen Manöver auf dem Champ de Mars. Alles das zu benutzen, dazu hatten wir keine Lust, wir kannten von früheren Gelegenheiten das prachtvolle Hôtel de ville, mit seiner Überfüllung bei Festen. Man hatte uns viel von dem großen Gedränge bei solchen Gelegenheiten erzählt, welches so enorm sein soll, daß man stundenlang in der file fahren muß, ehe

man aussteigen, und ebenso lange warten kann, ehe man seinen Wagen wieder erreicht. Wir hörten auch, daß die Herren bei solchen Gelegenheiten in echt republikanischer Manier die Buffets förmig stürmen und den Dienerschaften, welche mit Gefrornem und andern Erfrischungen zu den Damen durchdringen wollen, alles wegzureißen pflegen, so daß die Präsentierteller jetzt bedeckt durchgetragen werden, damit das schöne Geschlecht nicht verschmachtet. Dies und die glühende Hitze, welche in Paris herrschte und in geschlossenen Räumen durch die Menschenmenge und die Gasflammen nur noch vermehrt werden mußte, veranlaßte uns, auf den magnifiquen Coup d'oeil, welchen die schön geschmückten Räume bei solchen Gelegenheiten darzubieten pflegen, zu verzichten.

Dagegen benutzten wir mit Freude die Einladung nach Saint Cloud. — Das Wetter war herrlich, der Empfang war von 3 Uhr an. Es ward angesagt, daß die Damen in Morgentoilette, die Herren schwarz zu erscheinen hätten. Zahllosen Wagen begegneten wir auf dem Wege von dem Boulevard des Italiens durch die Champs Elysées, Bois de Boulogne nach St. Cloud, denn es mochten außer den Engländern wohl 3000 Personen eingeladen sein.

Endlich erreichten wir die Brücke, welche über die Seine führte, und schlossen uns der endlosen Reihe von Wagen an, welche zu dem auf dem südlichen Abhange eines waldbewachsenen Hügels liegenden Schlosse Saint Cloud, dem Lieblingsaufenthalte zweier Monarchen, die beide fern

vom Vaterlande ihr Leben aushauchen sollten: des Kaisers Napoleon und Königs Carl X., führt. — Das Schloß ist von verschiedenen Baumeistern in der Mitte des 17. Jahrhunderts erbaut und 1680 vollendet worden. Der pittoreske Park ist von Lenostre angelegt, und in zwei Teile geschieden, der eine wird dem Publikum täglich geöffnet, der andere ist den Bewohnern der fürstlichen Residenz reserviert. In dem öffentlichen Teile führt eine große und breite Allee zu den Cascaden und Fontainen. Rechts und links sind Restaurants, Boutiquen, Waffelnbäcker, Wägestühle (worunter einer mit dem philiströsen Titel à la mère de famille; arme mère de famille, was hast du nicht schon alles an deinen Kindern erleben müssen!) aufgestellt; man sieht, daß St. Cloud fleißig von der Pariser Bourgeoisie besucht wird, welche hierher strömt, um die große, ihren Strahl 62 Meter hoch werfende Fontaine, der Riese genannt, arbeiten zu sehen. — Heute spielten sämmtliche Wasser, und tausende müssiger Zuschauer benutzten diese Gelegenheit, Spalier zu bilden, und die in zurückgeschlagenen Wagen herbeikommenden Gäste zu betrachten. Im ganzen genommen, fehlte dem Publikum das Wohlwollende, das Behäbige; welches uns in den englischen Physiognomien so angenehm überraschte.

Mittlerweile war unser Wagen durch die Ehrenwachen passiert und am Portal des Schlosses angelangt. Eine zahlreiche Dienerschaft, Lakeien, Portiers, Leibjäger, ist dort aufgestellt und verifiziert mit großer Genauigkeit unsere Einladungskarten. Breite Treppen führen in die Gemächer, welche mit außerordentlichem Luxus und ausgesuchtem

Geschmack dekoriert sind. Eine wogende Menschenmenge bewundert mit uns die parkettierten Fußböden, die unvergleichlichen Gobelins, die Gemälde älterer französischer Meister, namentlich einen Salon, von Carl Vernet ausgeschmückt. — Durch das Schreibgemach, an welches sich so viele historische Erinnerungen knüpfen, gelangt man auf die Terrasse, welche einen malerischen Anblick darbietet. Links ziehen sich lange Alleen alter Lindenbäume hin, aus denen man in den unteren Teil des Gartens tritt, rechts erblickt man Reihen Treibhäuser, in denen, wie wir vernehmen, um 6 Uhr ein großes goûter serviert werden soll; zu ähnlichem Zweck ist auch ein Zelt im Garten, einstweilen noch geschlossen, bestimmt. Die Mitte der Terrasse ist mit Springbrunnen, Blumenparterres und einer Orangerie geschmückt, deren goldene Früchte in der Sonne glänzen, und welche ihren würzigen Duft entsendet. — In den Laubgängen wogte es auf und ab. Alle Nationen sind hier vertreten. — Brillante Uniformen, elegante Damen, schwarze Fracks mit und ohne Orden, der dicke Chinese Hesing, Eigentümer der in London liegenden Jonke, Türken, Araber und Griechen in ihrer Nationaltracht geben dem Bilde Leben und Mannigfaltigkeit. Plötzlich bemerkten wir am Ende des großen Laubganges ein Gedränge, dann rangiert sich alles zu beiden Seiten, und ein kleiner Mann mit bräunlichem Barte, im schwarzen Frack, und unter demselben über der Weste das große Band der Ehrenlegion, die Gemahlin des griechischen Gesandten am Arme führend, von einem glänzenden Gefolge umgeben, schreitet durch die

sich verbeugenden Herren und Damen, freundlich grüßend. Es ist der kaiserliche Prinz Louis Napoleon — es ist der Präsident der französischen Republik!

Er gelangt jetzt in unsere Nähe, wir verbeugen uns unendlich tief und haben vollkommen Muße, ihn zu betrachten. Seine Gesichtszüge sind nicht sehr einnehmend, sie erscheinen fatiguiert, und das glanzlose Auge vermag den Eindruck nicht zu erhöhen. Es liegt etwas Kaltes, Unbewegliches in dem Gesicht, welches durch das offiziöse Lächeln, das die Gäste begrüßt, nicht gemildert wird. Der Oberkörper steht zu dem Unterkörper nicht in richtigem Verhältnis, weshalb der Präsident sich wohl besser zu Pferde als zu Fuß ausnimmt. Vorstellungen fanden bei der Menge der Gäste nur ausnahmsweise statt, wir lehnten diese Ehre ausdrücklich ab, da es keinen Reiz für uns hatte, mit dem Oberhaupte des französischen Staates bei dieser Gelegenheit einige nichtssagende Worte zu wechseln. Unser Führer, Herr v. H., kannte alle Persönlichkeiten, er zeigte uns die Generäle Exelmans, Baraguay d'Hilliers, Lamoricière, berühmte Deputierte, ausgezeichnete Künstler, unter denen der Malerfürst Horace Vernet, die Brust mit den Orden aller Potentaten geschmückt, unsere Aufmerksamkeit am meisten fesselte. — Wir erblicken die durch ihre Schönheit berühmte Comtesse Lehon (die Erfinderin der Damengilets), von der behauptet wird, daß sie gegen die Huldigungen des unglücklichen Herzogs von Orleans nicht unempfindlich gewesen sei, in ihrem Gefolge weilt ihr erklärter Verehrer, le Comte de Morny, der Halbbruder des Präsidenten.

Jener, trotz seiner verlebten Züge noch immer schöne und interessante Mann im eleganten Zivilanzuge ist der Graf d'Orsay, der talentvolle Bildhauer-Amateur, welcher seit dem Tode der Gräfin Blessington seinen Wohnsitz in Paris aufgeschlagen hat und zu den Intimitäten des Elysee gehört. Auch die Gesandten aller fremden Staaten sind in der Umgebung des Präsidenten, der englische Botschafter Lord Normanby ist erst spät erschienen; sein schwarzer, auf dem Haupte etwas licht werdender Lockenkopf überragt den Präsidenten, der sich mit dem portugiesischen Exminister, dem Grafen Thomar unterhält, bedeutend. Die Gesellschaft wandelt, in den schattigen Laubgängen sich vor der Sonne schützend, umher, es bilden sich Gruppen, die Damen nehmen in den Sesseln und auf den Bänken Platz, sodaß man die köstlichen, frischen Toiletten, unter denen man einige reich gestickte Westen mit kostbaren Knöpfen (die Pariserinnen tragen davon Garnituren zu zehntausend Franken) bewundern kann. Die Strahlen der Sonne brechen seitwärts durch die Zweige und beleuchten die Scene magisch, die Springbrunnen plätschern geschwätzig, die alten Bäume sehen stumm dem geräuschvollen Treiben zu und erinnern sich vergangener Zeiten, wo die Reifröcke und die Höflinge mit ihrem gestickten Habit hier einherschritten.

Das Ganze giebt ein schönes lebensvolles Bild, wie man es, abgesehen von den Trachten, auf alten Gemälden abkonterfeit sieht.

Engländer sind wie Sand am Meere vorhanden. Diese Sklaven der Etikette scheinen zu vermeinen, daß sie

die Regeln des gesellschaftlichen Anstandes bei dem Oberhaupte einer Republik ungestraft verletzen dürften. Anstatt den Anordnungen, welche das Erscheinen im Gesellschaftsanzuge vorschreiben, nachzukommen, findet ein großer Teil dieser Insulaner es angemessen, im Oberrock und Morgenkostüm, mit tüchtigen Knitteln bewaffnet, der Einladung Folge zu leisten. Man hätte diese brutalen Manieren nicht dulden und John Bull zurückweisen sollen, wie das unzweifelhaft bei ähnlichen Gelegenheiten in England geschehen würde, wenn Fremde die Gesetze des Anstandes verletzen und sich »ungentlemanlike« betragen wollten.

Es schlägt sechs Uhr. Der Präsident giebt der Lady Normanby, Lord Normanby der Prinzessin Mathilde den Arm, und nun bewegt sich die ganze Menschenmenge gegen die Gewächshäuser, deren Thüren geöffnet sind, um den Hungrigen zu speisen und den Durstigen zu tränken. Im Anfange geht alles langsam und gelassenen Schrittes, bald fängt man aber an zu stoßen, zu drängen und stürzt mit gieriger Hast auf die Buffets zu, wie wir sie in so vornehmer Gesellschaft kaum erwartet hatten. Wir betrachten die etwas entwürdigende Szene mit stoischer Ruhe von den Stufen des Palastes, welche in den Garten führen, beneiden niemand um das mühsam errungene Glas Champagner oder Stück Brot, sondern setzen uns in den unserer harrenden Wagen und benutzen den kühlen Nachmittag zu einem Besuch in Meudon, dem Favoritsitze des Herzogs von Orleans, nachdem wir uns vorher in einem Hotel im Dorfe Meudon ein Diner soupatoire bestellt haben.

Auf dem Rückwege halten wir am Abhange eines Hügels still, um auf Veranlassung unseres Führers, Herrn v. H., einem vieux bonhomme einen kurzen Besuch abzustatten. Einige Stufen führen uns in eine höhlenartige Wohnung, welche augenscheinlich mit großer Mühe in den Berg hinein gebaut ist. Eine Menge Gemächer über- und nebeneinander, kunstvoll mit kuriosen Feuersteingebilden ausgelegt und vollkommen trocken, sind alle von dem alten bonhomme, einem Überbleibsel der großen Revolution, eigenhändig ausgegraben und ausgepflastert. Nachdem er uns eine Chanson aus der Revolutionszeit (assez grivoise) zum Besten gegeben und uns mit einem Glase sauren Landwein regaliert hat, steigen wir noch zum Schlusse in das von ihm, gleich den andern Teilen der Höhle, ausgegrabene Grabgewölbe hinab. Unsere Damen können sich eines leisen Schauders nicht erwehren und sind froh, als wir, die naßkalte Wohnung hinter uns, wieder in unserem bequemen Wagen sitzen, der uns in wenigen Minuten nach dem Hotel bringt, wo in einem »Cabinet confidentiel« der Tag mit einem heitern Mahle beschlossen wird. Erst um Mitternacht kehren wir nach Paris zurück und rechnen die Heimfahrt im offenen Wagen nicht zu den geringsten Genüssen des Tages.

Die table d'hôte in unserem Hotel gefiel uns nicht. Das Essen war nicht schlecht, aber Messer und Gabeln wurden beim Wechseln nur notdürftig abgewischt, die habitués nahmen die besten Bissen vorweg, und die bescheidenen Fremden hatten das Zusehen. Dazu war das

im Entresol gelegene Zimmer eng und heiß. Die weltberühmten Restaurants bieten größere Annehmlichkeiten und sind von den Londoner Eßhäusern himmelweit verschieden. In London speist, wer es irgend vermag, in aristokratischer Zurückgezogenheit zu Hause oder in seinem Hotel, in Paris ist es Sitte, bei den Restaurants in lebendigem Kreise zu verkehren, und manche Familie des Mittelstandes läßt niemals kochen. Die Eltern speisen im Restaurant und bringen den Kindern die beaux restes, in Papier gewickelt, mit. Das ist keine Übertreibung, sondern die Wahrheit. — Les trois frères Provençaux im Palais royal oder, wie man jetzt zu sagen beliebt, national, haben, obgleich sie seit ihrem Entstehen wohl schon zehnmal den Besitzer wechselten, ihren alten Ruf bewahrt, und ein vorher bestelltes Mahl im petit cabinet ist noch immer ein kulinarischer Genuß. Der Augustmonat lächelt dem Gastronomen nicht; der Frühling mit seinen primeurs ist vorüber, und der Herbst mit seinem Gefolge von Wildprett und frischen Trüffeln ist noch nicht eingerückt. Man serviert allerdings zu jeder Jahreszeit in Paris aufgezogene und gemästete Wachteln oder Rebhühner, aber der eigentliche Wildgeschmack fehlt. Das französische Geflügel übertrifft noch die steirischen Kapaunen, ist aber teuer. Ein Kapaun kostet im Restaurant fünf bis sechs Franken, ist so groß wie ein deutscher Truthahn und erinnert durch nichts an jene armseligen, aus Gänsehaut und Knochen bestehenden Tierchen, welche man an den rheinischen Wirtstafeln unter dem Namen „Hühner" serviert. — Very und Véfour haben

seit dem Etablissement der maison dorée, am Boulevard des Italiens, bedeutend verloren. In der maison dorée feiert die Pariser »jeunesse dorée« ihre Orgien, und zwischen $5^1/_2$ und $6^1/_2$ Uhr nachmittags ist eine Musterung der in eleganten Equipagen eintreffenden und die Treppen zu den cabinets particuliers hinansteigenden Damen nicht ohne Interesse. Im Café de Paris ist es sehr teuer und nicht besser als z. B. im Café anglais; aber die vornehmen Elegants lieben es, da zu speisen und zu gleicher Zeit mit ihren vor der Thür haltenden Equipagen zu glänzen. Austern und Fische sind, seitdem der berühmte Rocher de Cancale eingegangen ist, am besten bei Philippe, bei dem man nicht vergessen darf, eine »matelotte de saule à la Normande« zu speisen. Das Gericht hat seinen Ruf begründet. Für Gefrorenes ist noch immer Tortoni der Meister. Café à la glace und biscuits glacés sind seine Spezialitäten, die man nur da genießen sollte. In Bonbons ist Boissier unübertrefflich, und so verführerisch sind seine köstlichen Erzeugnisse, daß wir keinen Tag versäumten, ihm einen kleinen Besuch zu machen. Alle Damen schwärmen für diesen Künstler, dessen erfinderischer Geist stets etwas neues hervorbringt. Man kann sich Paris ohne Boissier eben so wenig denken, wie Paris ohne die Tuilerien oder Notre Dame . . . . de Lorette!

Die Champs Elysées waren im August verödet, und selbst in den Promenadenstunden sah man wenig elegante Equipagen oder interessante Persönlichkeiten. Die Anwesenheit des Lord-Mayor trug kaum dazu bei, die Promenade

zu beleben. Zwischen 7 und 8 Uhr, also nach dem Essen und vor dem Theater, sah man wohl ein Dutzend herrschaftlicher Equipagen im Schritt auf und nieder fahren. Ab und an passierte ein Omnibus oder schlich ein Fiaker vorüber. Die Kutscher saßen träge und verdrossen auf dem Bocke, regierten die kleinen, katzenartigen Pferde mit langen Zügeln und betrieben ihr Geschäft mit einer, für uns um so auffallenderen Bequemlichkeit, als wir eben von London kamen, wo die Lenker der öffentlichen Fuhrwerke ein munteres, aufgewecktes Völkchen sind, das für Geld und gute Worte das Leben der Pferde nicht schont und dasjenige der Menschen zuweilen in Gefahr bringt. Die eigenen Equipagen waren teilweise sehr brillant, obgleich mir die, durch allzustarkes Aufsetzen der Pferde hervorgebrachte, übertrieben gespreizte Stellung derselben, wenn der Wagen stillhielt, nicht gefiel. In London, wo man mehr hochveredelte Pferde als anderswo vor die Karossen spannt, wird denselben eine so unnatürliche Stellung niemals zugemutet. Am meisten trifft man jene diminutiven Coupés, in London Broughams genannt, niedrig auf den Federn ruhend und mit einem Pferde bespannt. Binder ist der Schöpfer dieser überaus nützlichen Erfindung; er ist in seinem Fache der erste in Paris, und seine Wagen geben den englischen nichts nach, sind aber auch vollkommen so teuer. — Diese kleinen Coupés würden sicherlich alle übrigen Wagengattungen für den Gebrauch in der Stadt verdrängen, wenn die sogenannte „Gesellschaft" gerade wegen der Allgemeinheit derselben nicht schon anfinge, wieder an hoch in C-Federn hängenden Wagen Geschmack zu finden.

Im Hippodrome hatte die Stadt Paris, den englischen Gästen zu Ehren, eine große außerordentliche Vorstellung arrangiert, welcher auch wir beiwohnten. Die Arena war vollkommen besetzt, der Präsident ward aber vergeblich erwartet, obgleich er seine Gegenwart zugesichert hatte. Die Königin Victoria würde ihr getreues Volk mit mehr Artigkeit behandelt haben. Die Vorstellung war brillant. Die Eroberung der Smala Abd-el-Kaders, mit wirklichen Arabern auf ihren kleinen gewandten Pferden, und einer ganzen Herde Kamele, ward wacker abgearbeitet. Drollig und ein homerisches Gelächter erregend, war der Einzug des Kaisers Faustin des Ersten, in einem allerliebsten, mit 4 kleinen Pferdchen bespannten Wagen, in welchem seine haitische Majestät, von einem großen Affen dargestellt, sich in brillanter Uniform rekelte und den Kopf ab und an zu den hinter ihm sitzenden, als Bedienten gekleideten, Affen wandte, als wolle er mit ihnen sprechen. Dem Kutscher fehlte weder die Perrücke noch der dreieckige Hut, er lenkte die 4 Pferde mit dem größten Ernst und ohne alle menschliche Hilfe. So gings im sausenden Galopp zweimal durch die große Rennbahn. Zum Schlusse des Ganzen erhob sich ein Ballon, in dessen Gondel zwei junge Damen — Britannia und Gallia — Fahnen schwenkten und sich schwesterlich umarmten. Dazu Kanonendonner, Jubelgeschrei und die Musik — God save the Queen — spielend, was der Himmel mit einem tüchtigen Donnerwetter akkompagnierte. Die Tausende von Zuschauern trennten sich inmitten eines artigen Platzregens.

Einer interessanten Persönlichkeit muß ich gedenken; nicht weit von uns saß General Cavaignac, in bürgerlicher Kleidung; er ist ein ziemlich finster aussehender hagerer Mann von ungefähr 50 Jahren, dessen Äußeres nichts Imponierendes hat. Einen Militär muß man indessen in Uniform gesehen haben, um ein richtiges Bild von ihm entwerfen zu können.

Die Anwesenheit des Lord-Mayors gab den Eigentümern des Belustigungsortes Ranelagh den Vorwand, zu Ehren desselben eine brillante Fête mit Feuerwerk und einer Tombola zu veranstalten. Ganz im Vertrauen: wir überredeten unsere Damen, uns dahin zu begleiten. Man sollte nicht aus der Schule schwatzen, aber wahr ist es einmal. Nach einem Gange in den Laubgängen des nur kleinen Gartens nahmen wir Platz auf einer, den Tanzsaal umgebenden Galerie. Wollte man nun nach dem Äußeren der da unten umherwandelnden Frauenzimmer urteilen, so hätte man sie wenigstens für Fürstinnen halten müssen, denn prachtvollere Toiletten konnte man nicht wohl erblicken. Die schönsten und modernsten Seidenstoffe, die herrlichsten indischen, oft ganz in Gold und Silber gestickten Shawls wurden da zur Schau getragen. Aber bei näherem Betrachten sah man den Trägerinnen in den meisten Fällen an, daß ihnen das Siegel wahrer Anmut fehlte. Die rücksichtslos umherschweifenden Blicke bezeichneten das Genre, dem sie angehörten: das wüste Treiben erregte Mitleid und Bedauern für so viel Jugend und Schönheit, in Elend und Schande untergehend. Um elf Uhr ward

die Tombola gezogen. Polizeisoldaten umstellten die Tribüne, ein furchtbares Gedränge entstand, die kostbaren Toiletten wurden zerknittert, hingeopfert, um in den Vordergrund zu gelangen. Die erst gezogene Nummer gewann den Shawl. Ein in demselben Moment angezündetes prasselndes Feuerwerk, ein gellendes Triumphgeschrei der versammelten Menschenmenge, deren wilde Begierden sich in ihrer ganzen Bestialität offenbarten, verursachten einen solchen Höllenlärm, daß unsere Begleiterinnen entsetzt und in der Meinung, es sei Feuer entstanden, um Hilfe schrieen, voll namenloser Angst den Ausweg suchten und erst im Wagen beruhigt werden konnten. Das kleine Intermezzo machte uns noch oft Spaß.

Ranelagh ist aber derjenige Garten, in welchem nur die vornehmen femmes entretenues und Loretten ihr Wesen treiben.

Mabille steht eine Stufe niedriger, der Garten ist indes viel schöner angelegt und größer als Ranelagh. Die Blumenbeete sind 2 Fuß vom Erdboden erhöht und mit tausenden von Gaslichtern kranzartig umgeben. Der runde Tanzplatz ist mit künstlichen Palmen eingefaßt, deren farbige Früchte erleuchtet sind und einen zauberischen Glanz um sich werfen. Den Mittelpunkt des Tanzplatzes bildet ein Pavillon, in welchem die Musik Platz nimmt. Laubgänge, welche durch die Gasflammen tageshell erleuchtet sind, schimmernde Kioske, in welchen allerlei Schnurrpfeifereien oder Blumenbouquets ausgespielt werden, Rasenbänke, zum geheimnisvollen Rendezvous einladend, rieselnde Springbrunnen, feenhafter Glanz erinnern an Armidas

Zaubergärten oder die Märchen von tausend und einer Nacht. Schade, daß dieser in zauberischer Frische leuchtende Aufenthalt dem Vergnügen einer Klasse von Geschöpfen geweiht ist, vor deren Berührung jede ehrliche Frau zurückschrecken muß.

Die Musik beginnt und mit ihr jene abscheulichen Tänze, deren Beschreibung kaum möglich: man muß sie gesehen haben, um daran zu glauben. Mabille ist stolz auf seine Tänzerinnen, die Königin Pomaré und Céleste Mogador. Wenn diese beiden Koryphäen in der Quadrille erscheinen, so sind sie stets von einem dichten Knäuel umgeben, der mit Erstaunen oder Entzücken, je nach seinem Geschmack, ihren Körperwendungen und mimischen Darstellungen zuschaut. Die Tänzer suchen bei solchen Gelegenheiten auch das Ungewöhnliche zu leisten. Jedes Jahr wechselt die Mode der Pas, und wenn 1850 die »Chaloupe orageuse« getanzt wurde, so war 1851 »l'avant deux du Taureau furieux« an der Tagesordnung. Etwas bleibt aber immer Mode, nämlich beim avant-deux die Dame an sein Herz zu drücken!

Das ist galant, comme il faut, von gutem Geschmack, mit einem Wort wahrhaft französisch! — Die Damen, dank ihrer angeborenen Schüchternheit und den sie sehr genierenden Röcken, überlassen sich natürlich weniger heftigen Bewegungen als die Kavaliere, welche letztere oft genug durch den wachthabenden Polizei-Sergeanten in die, man kann kaum sagen, Grenzen der Schicklichkeit und des Anstandes zurückgeführt werden müssen.

Von den Theatern sahen wir, aus früher entwickelten Gründen, wenig. Die ergötzlichen kleinen Theater wurden ausnahmsweise mit unserm Besuche beehrt, aber leider waren die premiers sujets abwesend, die Hitze groß und die kleinen Proszenium-Logen sehr unbequem. — Dejazet, die alternde Dejazet, entzückte mit ihren welken Reizen die Provinz, Bouffé, der Unvergeßliche, war mit Rose-Chéri in England, Levasseur, der Unwiderstehliche, versuchte sein Glück an den Spielbanken Homburgs, und Frederic Lemaitre, mein gefeierter Liebling, einer der größten lebenden Schauspieler, trat nur an einem einzigen Abend, über welchen wir bereits anderweitig verfügt hatten, in Paillasse auf.

Dennoch boten Gymnase und Montansier (früher Palais-Royal) genußreiche Abende. Die Stücke waren leichte Ware, tendenziöse Vaudevilles, in den meisten Fällen die Exploits einer Theater-Figurantin, besser gesagt „Rat", verherrlichend und mit einer brillanten Heirat endigend, diesem ewigen Traum aller sich der Bühne widmenden Damen.

Im Gymnase glänzten Mesdames Brassine und Luther durch ihre Schönheit und ihr vollendetes Spiel. Brassine ist schon etwas passiert, man sieht ihr die durchwachten Nächte des Karnevals und des maison dorée an. Luther dagegen ist ein reizendes, fast impertinent blondes Dämchen, die unser Herz eroberte. Von den Herren gefiel uns Lafontaine in einem allerliebsten Stücke: „Eine Frau, welche ihren Mann betrügt" am besten.

Im Theater Montansier hat man die Erlaubnis und die Pflicht, sich halb tot zu lachen. So ging es uns, wenn

wir Graſſot den Bankier von ehemals mit ſeinem koloſſal dummen Geſichte darſtellen ſahen, Hyacinthe mit ſeiner unveränderlichen Kaltblütigkeit die größten Dummheiten erzählen hörten. — Dejazet wird durch die reizende Scriwaneck erſetzt, die ihre Vorgängerin im Spiel erreicht und ſie durch Jugendſchönheit und Anmut bei weitem überragt. — Scriwaneck ſagt »les choses les plus scabreuses«, und damit ſind alle Stücke angefüllt, mit ſo hinreißender Naivität, daß man ihr alles verzeiht.

Die Franzoſen ſind für das Luſtſpiel und moderne Drama wie geſchaffen. Wir Deutſchen reichen ihnen nicht das Waſſer darin. Freilich, die hohe Tragödie iſt nur von der Rachel anzuſehen; bei den Mittelmäßigkeiten iſt das hohle Pathos, das wiederholte, ganz unmotivierte Fallenlaſſen der Stimmen unerträglich.

Die Franzoſen leben ſich gewiſſermaßen in den Charakter ihrer Rolle hinein, ſie lernen gut auswendig, und ſtudieren das Leben auch anderswo, als in Kaffeehäuſern und an tables d'hôtes. Frederic Lemaitres Gebilde ſind keine manirierte eingelernte Theatercoups — nein, er giebt uns die Wahrheit, die ganze Wahrheit, das nackte Leben ohne Übertreibung. Zu ſeinem Galeerenſklaven machte er die Studien im Bagno von Breſt; ſeinen Spieler (eine ſeiner erſten Rollen) ſchuf er nach Vorbildern in Nr. 134 im Palais-Royal, in früherer Zeit einem berüchtigten Spielhauſe; und zu dem an Gift ſterbenden Gatten in der Dame von St. Tropez (Madame Lafarge) lauſchte er an den Lagern der Sterbenden in der Charité

dem Tode seine Eigenheiten ab. Unsere deutschen Histrionen haben es nicht nötig, ihre Rollen zu lernen, sie spielen auf den Souffleur. Ihre Studien machen sie bei Porter und Austern, beim Seidel Bier oder beim Schoppen Wein. Ihre größte Stärke besteht im Renommieren, Schuldenmachen, Koulissenreißen. An Zusammenspiel ist nicht zu denken; einer Toiletteneitelkeit, einem Beifallsruf von der Galerie wird Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, Dichtung und Dichter, und wenn letzterer auch Lessing hieße, erbarmungslos geopfert. — Sah ich doch selbst den in seinen eigenen Augen großen Künstler Hendrichs, den jetzt königlich preußischen Hofschauspieler, den Fürsten in Emilia Galotti in steifer Husarenuniform abarbeiten. Solche unverzeihliche Geschmacklosigkeiten kommen täglich auf den deutschen Bühnen vor, ohne daß die Regie den Mut hätte, der anmaßenden Eitelkeit eingebildeter Histrionen entgegenzutreten. Im Gegenteil, diese wird durch die überall käuflichen Federn feiler Rezensenten, welche die Kunst „um ein Glas Sekt" verhandeln, und jeden Stümper, jedes hübsche Näschen, jeden brüllenden Theaterhelden zum wahren Künstler stempeln, befördert. Wahre Künstler kenne ich in Deutschland nur am Theater in der Burg in Wien; ich meine das schöne Kleeblatt „Laroche, die Haizinger und Luise Neumann."

Bei einer Abendfahrt in den Champs Elysées fesselten uns die glänzend erleuchteten Tempel der Musik, gewöhnlich singende Cafés genannt. Wir besuchten einige davon. Die schimmernde Außenseite war aber trügerisch. Die in dunkle

Nacht hinausschreienden Sänger und Sängerinnen gehörten größtenteils einer Klasse von Künstlern an, wie sie auch bei uns in Cafés, Bierschenken, Estaminets zur Belustigung der Gäste ihre nicht immer den feinsten Geschmack verratenden Lieder herzuleiern pflegen. Sentimentale Arien, in französischer Manier abgedudelt, wechselten mit Chansons und komischen Scenen ab. Die Vortragenden mußten, um dem weiten Zuhörerkreise genügen zu können, ihre Stimmen übermäßig anstrengen, so daß der Gesang am Ende gewöhnlich in ein heiseres Gekrächze ausartete, aber Kleidung und Erscheinung war durchaus anständig. Herren und Damen erschienen in Balltoilette. Bei ersteren wurde weder der lackierte Stiefel und gelbe Glacehandschuh, noch bei letzteren der unvermeidliche Blumenstrauß vermißt. In den Pausen ward unter den Zuschauern gesammelt. Körperliche Reize darf man bei Bänkelsängerinnen nicht suchen. In der Nähe zerfloß die durch die Ferne, die helle Erleuchtung und einen farbigen Anzug hervorgebrachte Illusion ganz und gar. Den armen Sammlerinnen wurden von dem versammelten Publikum auch nur Sous gespendet; für ein Silberstück wurde uns ein erstaunter Knix zu Teil, an dessen Tiefe wir den Grad der Dankbarkeit ermessen konnten. Man hielt uns gewiß für den Lord-Mayor oder wenigstens für einen chinesischen Mandarinen!

Den ganzen Morgen zogs über den Boulevard. Man glaubte sich wiederum nach London versetzt, so groß war der Strom von Menschen, der sich gegen den Champ de Mars wälzte, woselbst der Präsident Louis Napoleon, den englischen Gästen zu Ehren, ein großes militärisches Schauspiel: „Die Einnahme der Linien des Trocadero," veranstaltet hatte.

Infanterie, Kavallerie, Artillerie und die schmucken Chasseurs de Vincennes mit ihren gellenden Signalhörnern marschierten in langen Zügen an uns vorüber, um zeitig ihre Stellungen für das bevorstehende Manöver einzunehmen.

Schon auf der Place de Concorde mußten wir im Schritt fahren. Überall war Munizipalgarde aufgestellt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Nur auf Umwegen konnten wir die Tribünen der Stadt Paris, die bequemsten, am besten gelegenen und am wenigsten überfüllten, erreichen. Das Kriegsministerium hatte für seine, nicht einmal mit Sitzen versehenen Tribünen weit mehr Billets ausgegeben,

als Plätze vorhanden waren. Engländer, welche dort zurückgewiesen wurden, wollten sich nun mit Gewalt unserer Tribünen bemächtigen, und gerieten dadurch in einen Konflikt mit der öffentlichen Autorität, welche indessen mit lobenswerter Energie das ungesetzmäßige Verfahren zurückwies. Wir machten bei dieser Gelegenheit abermals die Bemerkung, daß die Engländer auf dem Kontinent selten die Achtung vor dem Gesetz haben, welche sie in ihrem eigenen Lande auszeichnet.

Das Wetter war herrlich, kein Lüftchen regte sich, das Dach der Tribünen schützte vor der brennenden Sonne. Die aufgestellten Militärmassen, die Hunderttausende von Zuschauern, welche jede Anhöhe, jedes Dach, jeden Baum besetzt hielten, gewährten einen imposanten Anblick. Kanonendonner kündigte die Ankunft des Präsidenten an, die Musik spielte, die Soldaten präsentierten, die Offiziere salutierten — aber von Enthusiasmus unter dem souveränen Volke war keine Rede. — Man stimmte in den von vereinzelten Massen ausgehenden Ruf: »vive le Président!« nur wenig ein.

War das Abneigung, oder herrschte der Fanatismus der Ruhe in so hohem Grade, daß der leichtsinnige Pariser darüber heiser geworden wäre?

30 000 Mann waren aufgeboten, 500 000 Flintenschüsse wurden abgefeuert, den zahllosen Kanonendonner nicht mit gerechnet. Von den Höhen jenseits der Seine begann die Schlacht; unter dem Feuer der dort aufgestellten Batterieen ward in unglaublich kurzer Zeit eine Brücke über die Seine geschlagen; andere Truppen wurden ins

Gefecht geführt, der Kampf erneuerte sich mit Heftigkeit, das Kriegsglück schien zu schwanken, die Reserven wurden herbeigeholt. Trommelwirbel, Kanonendonner und Peletonfeuer, dazwischen Kavalleriechargen, von zahlreichen Unglücksfällen, demontirten Reitern, übergerittener Infanterie, begleitet, alles das betäubte, überwältigte uns.

Der Präsident war überall und nirgends. Bald ritt er an der Spitze seines glänzenden Stabes, in langsamem Schritt an den Tribünen vorüber, um sich den Fremden zu zeigen, oder die Huldigungen der eingeladenen Gäste in Empfang zu nehmen, bald jagte er im sausenden Galopp über das breite Feld hin, um dem Feuern der Batterien zuzuschauen. Bei einem solchen Galopp stürzte mitten im Generalstabe der ehrwürdige Marschall Exelmans; der Präsident parirte sein Pferd auf der Stelle, um sich mit teilnehmender Sorgfalt nach dem Veteranen zu erkundigen, wie denn überhaupt die Adjutanten ihm von jedem Unfall Bericht abstatten mußten.

Ein weithin schallender Kanonendonner aus sämtlichen Geschützen und zahlreiche Kavalleriechargen beendigten das brillante Schauspiel: die Linien des Trocadero waren genommen!

Dem Vorbeimarsch wohnten wir nicht mehr bei, sondern entzogen uns dem Gewühl, dem auf der Fläche lagernden Pulverdampf und aufgewühlten Staube. — Im Elysée wird man an jenem Tage mit der von der Bevölkerung an den Tag gelegten Stimmung wenig zufrieden gewesen sein.

In Versailles trafen wir es unglücklich. Das Gedränge hatte uns abgehalten, einen der frühen Züge zu

benutzen, so daß wir zu spät kamen, um die berühmten Fontänen springen zu sehen. Auch das Schloß ward uns nicht gestattet zu durchwandern, wir konnten also die großen historischen Momente, welche sich dort an jedes Zimmer, an jedes Bild knüpfen, nicht in uns auffrischen. Wir durften nicht die Marmortreppe betreten, auf welcher Ludwig XIV. dem großen Condé die Ehre erwies, ihm entgegenzugehen, wir brauchten die Gemälde nicht zu betrachten, auf denen dieser große König mit seiner Familie und seinen Maitressen von feilen Schmeichlern als Götter des Olymps dargestellt sind. Es war uns nicht vergönnt, in sein Schlafzimmer zu dringen, woselbst sein Kammerdiener Bontemps das große Vorrecht ausübte, ihm die diamantene Jarretière am rechten Beine zu öffnen, denn das Zuknöpfen gestattete die Etikette dem Könige selbst; woselbst königliche Prinzen und Söhne der ältesten Geschlechter um die Ehre buhlten, ihm beim Wechseln des Hemdes behilflich zu sein. Wir konnten uns nach langer Wanderung nicht ausruhen in den Gemächern der Maintenon, wo Ludwig sie und sich selbst mit seinem ewigen: »qu'en pense votre solidité?« langweilte. Man verweigerte uns den Eintritt in sein Sterbezimmer, wo ihm, dem großen, allmächtigen Fürsten, im letzten Augenblicke die ewig denkwürdigen Worte entschlüpften: »Quand j'étais roi!« Die Salle des Pendules, wo Ludwig XV. das Dekret des Parlaments „die Vertreibung der Jesuiten" durch seine Unterschrift bestätigte und der Pompadour übergab, blieb ebenso verschlossen wie die Salle de Jeu, in welcher derselbe Monarch, sich ans Fenster stellend, den Leichenzug der

Pompadour, seiner langjährigen Geliebten, betrachtete und die herzlosen Worte ausrief: »la Marquise a mauvais temps pour son voyage!«

Das wäre alles zu ertragen gewesen, aber leid war es uns, den Gemälden aus der Kaiserzeit nicht einen flüchtigen Blick widmen und uns nicht in dem Anschauen der erhabenen Schöpfungen Horace Vernets vertiefen zu dürfen. Noch schmerzlicher empfanden wir es, daß es uns nicht vergönnt war, die Statue der Jungfrau von Orleans mit dem gegen die Brust gedrückten Schwerte, dessen sie sich zur Befreiung ihres Vaterlandes bedienen wollte, aufs neue zu bewundern. So konnte, so durfte man sich die Jungfrau denken. Und wem war es gegeben, diesen Gedanken zu verkörpern? Einer andern Jungfrau, welche, an den Stufen eines Thrones sitzend, in einem Palaste vom Genius aufgesucht ward. Auch das Atelier der Prinzessin Marie von Württemberg, in welchem ihre letzten Werke, zwei Engel und ein anderer unvollendet gebliebener und deshalb mit einem Schleier bedeckter, aufgestellt sind, — blieb uns verschlossen.

Dennoch zählten wir den Tag nicht zu den verlornen. — Wir ergötzten uns in der schönen Natur und besuchten Klein-Trianon, den Lieblingsaufenthalt der unglücklichen Marie Antoinette. Anfangs verweigerte man uns auch hier den Eingang, weil wir unsere Pässe nicht vorzeigen konnten. Wir nahmen indessen zu einer kleinen List unsere Zuflucht, indem wir uns für Engländer ausgaben, und verstärkten den Eindruck unserer Behauptung durch ein Silberstück. Man ließ uns ein, und nun wanderten wir unter heiteren Gesprächen in den prächtigen Hainen umher, die ihr Dasein allerdings nur

der Kunst verdankten. Die rührende Geschichte der schönen, unglücklichen Königin trat uns lebhaft vor Augen und stimmte uns nachdenklich. Alles erinnerte hier an die Grazie, die Herzensgüte, das Unglück derselben. Die Bäume, welche heute ihre Häupter gen Himmel strecken, wurden unter ihren Augen gepflanzt, und man glaubt sie noch heute unter denselben umherwandeln zu sehen. Da ist der kleine Tempel der Musik, aus welchem ländliche Weisen ertönten und die hier immer herrschende Ruhe angenehm unterbrachen. Dort ist das berühmte Dörfchen, am Ufer eines Sees gelegen, mit Kapelle, Meierei, Milcherei, Wohnhaus, Mühle, Marktplatz und Schifferhaus, alles mit Kunst und Geschmack im kleinen Maßstabe hergestellt. Hier pflegte die Königin täglich einige Stunden, oft nebst dem ganzen Hofe, als Schäferin gekleidet, zuzubringen, ohne zu denken, daß man ihr jemals aus diesen harmlosen Spielen ein Verbrechen machen würde. In jenem kleinen Theater kühlte sie ihre Leidenschaft für das Komödiespielen. Man behauptet, sie habe schlecht gespielt, es aber geduldet, daß man es ihr sagte, und sich dennoch stets durch natürlichen Anstand und eine charmante Figur gut aus der Affaire gezogen. Dort aber, am jenseitigen Ufer des kleinen Sees, den zu umgehen uns eine geraume Zeit nimmt, ist die von ihr selbst gepflanzte Trauerweide, welche jetzt groß und stark geworden, den Stürmen der Zeit trotzte und als ein dauerndes Denkmal der Trauer um ihre königliche Urheberin dasteht. Zum Andenken für unsere Damen brachen wir ein Zweiglein ab. Ein Vandalismus, den ich eigentlich verdamme, was thut man aber nicht um lieber Augen willen! —

Der Schöpfer des großartigen Parks von Versailles, der mehrere Meilen im Umfange hat, ist bekanntlich Lenostre. Er legte dem Könige eines Tages den Plan dazu vor und entwickelte seine Ansichten, durch Zeichnungen unterstützt. Bei jeder Erklärung derselben rief Ludwig XIV. nur die Worte aus: »Lenostre, vingt mille francs.« Als er aber diese Zahl vier bis fünfmal wiederholt hatte, befahl Lenostre die Pläne und Zeichnungen zusammenzurollen, indem er sagte:

„Sire, ich würde Sie ruinieren, wenn ich mich Ihrer Großmut überließe, überlassen Ew. Majestät Sich meinem Eifer."

Leider war der Tag schon zu weit vorgerückt, um noch weit umherschweifen zu können. Auch erinnerte uns der Magen an sein Dasein. Wir kehrten deshalb bei einem kleinen Traiteur ein, der in der unmittelbaren Nähe des Parks oder vielmehr inmitten des Teiles, wo wir uns gerade befanden, ansässig war. Herr v. H., der nichts vergißt, hatte ein anspruchsloses Mahl für uns bestellt, das wir in einer traulichen Laube, welche für unsere kleine Gesellschaft wie gemacht war, in heimlicher Dämmerung einnahmen. Zum Schlusse überraschte unser liebenswürdiger Führer die Damen noch als Amphitryon mit einem Körbchen voll der ausgesuchtesten Früchte, die er heimlich von Paris mitgebracht hatte. Unserem Glücke fehlte nur die Dauer. Wir mußten eilen die Eisenbahn zu erreichen, um nicht zurückbleiben zu müssen.

Die Unterhaltungen mit unsern Pariser Freunden drehten sich oft um die französischen Zustände, ohne daß jemand den Schleier, welcher die nächste Zukunft bedeckte,

zu lüften oder einen Ausweg, der zum Heile führte, anzugeben vermochte. Nur einer meinte, eine militärische Gewalt würde allein imstande sein, die im Stillen wütenden bösen Leidenschaften zu bändigen. Das jetzige Frankreich müsse »tambour battant«, das war sein Ausdruck, geführt werden. — Jedermann beklagte herbe durch die Revolution erlittene Verluste. Ein interessantes, wenn gleich bedauernswertes Beispiel ward davon angeführt. Herr — »riche propriétaire« hatte ein Hotel in Paris für zwei Millionen Franken angekauft. Davon sollte eine Million im März ausgezahlt werden. Das Geld war flüssig, und um nicht einige Wochen Zinsen zu verlieren, kaufte er auf den Rat seines Bankiers 5prozentige Rente, welche stets zum Tageskurse realisiert werden konnte. Die Revolution brach aus, die Rente fiel, und da verkauft werden mußte, wurden daran 400 000 Franken verloren. Diese sollten nun anderweitig herbeigeschafft werden, alle Kassen waren geschlossen, Hypotheken konnten nicht realisiert werden, man mußte also zu dem Verkauf oder vielmehr der Verschleuderung einer schönen Besitzung schreiten. Der Verlust dabei betrug abermals 600 000 Franken. Um also eine Million bezahlen zu können, mußte eine Million zum Opfer gebracht werden, und da der Wert des Hauses inzwischen auch um eine Million im Werte gesunken war, so berechnet sich der Verlust auf volle zwei Millionen, welche nur verloren gingen, weil man einige Wochen Zinsen nicht zur rechten Zeit zu opfern verstand. In England nennt man das »penny wise, pound foolish« handeln. — Indessen konnte niemand die furchtbaren Ereignisse vorausehen, und ohne

dieſelben hätte Herr — bei ſeiner Operation wohl ein paar Prozent, aber doch keine Millionen verlieren können.

Unſere Geſpräche über Politik waren die Veranlaſſung, daß man uns die nachſtehende, allerdings in demokratiſchem Sinne zuſammengeſtellte Parallele über die Umſtände, welche den Revolutionen von 1830 und 1848, ſowie der Verbannung der beiden Königsfamilien vorangingen, ſie begleiteten und ihnen folgten, mitzuteilen. — Sie erſcheint intereſſant genug, um ſie vollſtändig wiederzugeben.

1830.	1848.
1) Der Herzog von Berry, Sohn Karls X.,	1) Der Herzog von Orleans, Sohn Louis Philipp I.,
2) heiratet eine fremde Prinzeſſin.	2) heiratet eine fremde Prinzeſſin.
3) Aus dieſer Ehe geht ein Thronerbe, der Herzog von Bordeaux, hervor.	3) Aus dieſer Ehe geht ein Thronerbe, der Graf von Paris, hervor.
4) Sein Vater, der Herzog von Berry, wird ermordet,	4) Sein Vater, der Herzog von Orleans, kommt durch einen Unfall um,
5) am 13. Februar 1820.	5) am 13. Juli 1842.
6) In dem, dem Sturze Karl X. vorhergehenden Jahre entſteht eine Teuerung. Der Preis des Brotes ſteigt auf 1 Fr. 50 C. (1829).	6) In dem, dem Sturze Louis Philipp I. vorhergehenden Jahre entſteht eine Teuerung. Der Preis des Brotes ſteigt auf 1 Fr. 24 C. (1847).
7) Die rückgängige Bewegung der Regierung nach gewichtigen Verſprechungen veranlaßt die Freunde des Vaterlandes, derſelben Ratſchläge über die ſich vorbereitende Kriſis vorzulegen.	7) Die rückgängige Bewegung der Regierung nach gewichtigen Verſprechungen veranlaßt die Freunde des Fortſchrittes, derſelben Ratſchläge über die ſich vorbereitende Kriſis vorzulegen.
8) Dieſe Ratſchläge werden verachtet.	8) Dieſe Ratſchläge werden verachtet.

9) Die für die Opposition harte und beleidigende Thronrede von 1828

10) führt den Protest von 221 Deputierten herbei.

11) Gefangennehmung des Dey von Algier.

12) Die Ordonnanzen vom 25. Juli vernichten die Freiheit der Presse.

13) Am Montag Abend führen diese Ordonnanzen zu Aufwiegelungen und Straßenversammlungen, wobei mit lauter Stimme Revolution gepredigt wird.

14) Man revoltiert sich am andern Morgen und die Macht fällt in die Hände der Insurgenten.

15) Der Kampf dauert 3 Tage, den 27., 28. und 29. Juli 1830.

16) Er beginnt am Dienstag und endigt am Donnerstag. Dienstag ist der Tag des Mars, Donnerstag der Tag des Jupiter: das bedeutet den Triumph des souveränen Volkes.

17) Die königlichen Truppen werden geschlagen.

18) Die Gendarmerie kommt zuerst ins Feuer und unterliegt.

19) Sie wird aufgelöst.

20) Karl X. wird des Thrones für verlustig erklärt im Alter von 74 Jahren.

9) Die für die Opposition harte und beleidigende Thronrede von 1848

10) führt den Protest einer großen Menge Deputierter herbei.

11) Gefangennehmung Abd-el-Kaders.

12) Die Ordonnanz des Präfekten der Polizei vom 21. Februar vernichtet das Versammlungsrecht.

13) Am Montag Abend führt diese Ordonnanz zu Aufwiegelungen und Straßenversammlungen, wobei mit lauter Stimme Revolution gepredigt wird.

14) Man revoltiert sich am andern Morgen und die Macht fällt in die Hände der Insurgenten.

15) Der Kampf dauert 3 Tage, den 22., 23. und 24. Februar 1848.

16) Er beginnt am Dienstag und endigt am Donnerstag. Dienstag ist der Tag des Mars, Donnerstag der Tag des Jupiter: das bedeutet den Triumph des souveränen Volkes.

17) Die Truppen werden geschlagen.

18) Die Munizipalgarde kommt zuerst ins Feuer und unterliegt.

19) Sie wird aufgelöst.

20) Louis Philipp I. wird des Thrones für verlustig erklärt im Alter von 74 Jahren.

21) Damit wird die Unverletzlichkeit des Königs nach der Charte von 1814 eine Lüge.	21) Damit wird die Unverletzlichkeit des Königs nach der Charte von 1830 eine Lüge.
22) Das geschieht im Monat Juli, Todesmonat des Herzogs von Orleans.	22) Das geschieht im Monat Februar, Todesmonat des Herzogs von Berry.
23) Karl X. dankt zu gunsten seines zehnjährigen Enkels ab.	23) Louis Philipp I. dankt zu gunsten seines zehnjährigen Enkels ab.
24) Der Herzog von Bordeaux wird als König präsentiert.	24) Der Graf von Paris wird als König präsentiert.
25) Er wird refüsiert — es ist zu spät! — antwortet man.	25) Er wird refüsiert — es ist zu spät! — antwortet man.
26) Eine provisorische Regierung wird eingesetzt.	26) Eine provisorische Regierung wird eingesetzt.
27) Die königliche Familie muß Frankreich verlassen.	27) Die königliche Familie muß Frankreich verlassen.
28) Sie geht nach England.	28) Sie geht nach England.
29) Zwei Tage nach der Revolution entsteht ein furchtbarer Sturm, von Donner und Blitz begleitet.	29) Zwei Tage nach der Revolution, am 26. Februar, nachmittags, entsteht ein furchtbarer Sturm, von Donner und Blitz begleitet.
30) Die Minister Karls X. werden in Anklage versetzt.	30) Die Minister Louis Philipps werden in Anklage versetzt.
31) Karl X. stirbt in der Fremde.	31) Louis Philipp stirbt in der Fremde.

Es giebt keinen Zufall in der Welt, sagt man, nun wohlan, sollen wir denn dies wunderbare Zusammentreffen gleicher Umstände als einen Akt göttlicher Gerechtigkeit ansehen? — Aber was Louis Philipp auch gegen seine Familie, gegen die Legitimität verschuldet haben mag, Frankreich und Europa werden ihm weder ihren Dank noch ihre Achtung vorenthalten dürfen. Durch das namenlose Elend, welches seine Familie aber seit einer Reihe

von Jahren verfolgt, sie dezimiert und ihr die härtesten Prüfungen auferlegt, wird auch die größte Schuld gesühnt.

Unsere Betrachtungen und unsere Gedanken über diesen Gegenstand führten den natürlichen Wunsch herbei, die Ferdinands-Kapelle, an der Stelle errichtet, an welcher mit dem letzten Hauche Ferdinands von Orleans so viel Hoffnungen vernichtet wurden, zu sehen.

Herr v. H., mit allen Details des tragischen Ereignisses vertraut, war unser stets bereitwilliger Führer.

Wenn man in den eingegitterten Platz tritt, so liegt rechts ein Gebäude, in welchem der Aufseher und Sakristan sowie der Priester wohnen, welcher dem Herzog in der Todesstunde die Tröstungen seiner heiligen Religion gewährte. Man hat ihm hier eine Ruhestätte bereitet und nur die Verpflichtung auferlegt, täglich eine Seelenmesse für den Dahingeschiedenen zu lesen.

In dem mittlern Teile des Gebäudes sind die Gemächer gelegen, welche die königliche Familie zu betreten pflegte, wenn sie dem Gedächtnis des erlauchten Toten eine Stunde weihen wollte. — Die Räumlichkeiten sind angemessen hergerichtet. Auf zwei Wandtischen, einander gegenüber gestellt, bemerkte man zwei umgestürzte Säulenschafte von schwarzem Marmor, Pendulen vorstellend. Sie haben aber ausgeschlagen, gleich dem Herzen des edlen Dulders. Der eherne Zeiger der einen zeigt, unverrückt und unwandelbar, die Stunde des furchtbaren Unfalls, die andere meldet die Todesstunde. — Dem Hause gegenüber liegt die Ferdinandskapelle. Ein weiter Hof, in einen Garten führend, trennt beide. In der Mitte des Hofes

steht eine schlank aufgeschossene Ceder vom Libanon. Der Graf von Paris pflanzte sie im Beisein seines königlichen Großvaters am Jahrestage des Todes seines Vaters. —

Wehmut im Herzen treten wir ehrfurchtsvoll in das stille Kirchlein. In einer Seitenkapelle steht ein marmorner Sarkophag, und auf demselben liegt die Statue Louis Ferdinands, Herzogs von Orleans, in französische Generalsuniform gekleidet. Zu seinem Haupte zeigt sich ein gen Himmel deutender Engel: das Porträt der unvergeßlichen Prinzessin Marie.

Ich weiß nicht, ob die Gruppe schön ist, wir fragten kaum nach dem Meister. Hier sprach das Herz, der kalte berechnende Verstand schwieg. Man sagte uns, der König habe dem Künstler das Wort abgenommen, die Statue selbst und allein zu vollenden. Kein Handlanger, kein Lehrling, kein Schüler, wie das sonst wohl zu geschehen pflegt, hat einen Meißelschlag daran gethan. Mit rührender Teilnahme, mit väterlicher Liebe überwachte der Monarch den Fortgang der Arbeit. Niemand durfte das Atelier betreten, und erst nach ihrer Aufstellung in der Kapelle ward sie dem profanen Auge Fremder preisgegeben. —

Im Fond der Kirche, dem Eingang gegenüber, ist ein schmuckloser Altar errichtet. Vor demselben stehen Betstühle für teilnehmende fromme Seelen, welche hierher wallfahrten, um nimmer welke Kränze am Fuße des hehren Grabmals niederzulegen. Die Beleuchtung der Kapelle geschieht durch gemalte Fenster, Heilige vorstellend, in deren Gesichtern die Porträts aller der Mitglieder der Familie, welche das Todeslager des Fürsten umstanden, wiedergegeben sind. —

Kniet man vor dem Altar an einer bestimmten Stelle, so erblickt man durch eine kleine Öffnung in der hinter demselben befindlichen Sakristei ein lebensgroßes Gemälde, den Tod des Herzogs darstellend. Es ist dies die authentische Stelle, wo er seine müden Augen für immer schloß. Die durch ihre Tugenden wahrhaft erhabene Königsfamilie umgiebt das Todeslager ihres Lieblings — des Erben ihrer Krone. —

Wir eilten tief ergriffen von dannen.

Andern Tages reisten wir ab. —

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DA
683
M4

Merck, Ernst
Reiseerinnerungen aus London
und Paris 1851